

Pinckney 11 21

Das Werk



Krieger und Arbeiter.

Lichtbild: James Schmitt.

Bronzeplastik von Ivo Bencker

für die Fassade des neuen Verwaltungsgebäudes der Vereinigte Stahlwerke AG.
in Düsseldorf.

Monatschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XXI. Jahrg.

Düsseldorf



April 1941

Heft 4

Das Werk

XXI. Jahrg.

Düsseldorf, April 1941

Heft 4

Das deutsche Volk verspricht eine Zukunft und hat eine Zukunft. Das Schicksal der Deutschen ist, mit Napoleon zu reden, noch nicht erfüllt. Hätten sie keine andere Aufgabe zu erfüllen gehabt, als das Römische Reich zu zerbrechen und eine neue Welt zu schaffen und zu ordnen, sie würden längst zugrunde gegangen sein. Da sie aber fortbestanden sind, und in solcher Kraft und Tüchtigkeit, so müssen sie nach meinem Glauben noch eine große Bestimmung haben, eine Bestimmung, welche um so viel größer sein wird, denn jenes gewaltige Werk der Zerstörung des Römischen Reiches und der Gestaltung des Mittelalters, als ihre Bildung jetzt höher steht.

Goethe im Gespräch mit Luden 1813.

Vom deutschen Gedanken in der Welt.

Von Dr. Paul Rohrbach.

In der Auffassung der Völker- und Menschheitsgeschichte streiten Idealismus und Materialismus gegeneinander. Formell könnten sie sich beide auf den Satz einigen, daß alles Geschehen die Auslese der Tüchtigsten zur Folge hat; inhaltlich aber wird bei ihnen das Verständnis dieses Gedankens ein sehr verschiedenes sein. Die materialistische Geschichtsauffassung wird ihn so begreifen, daß diejenigen die Sieger sind, die im Kampfe um ihre Existenz die Hilfsmittel aus der Welt der materiellen Kräfte auf das vollkommenste ausgestalten und auf das rücksichtsloseste für sich benützen. Alle sogenannten Ideen und führenden Persönlichkeiten, alle Spannungen und Katastrophen, sie sind dem historischen Materialisten nur Folgeerscheinungen des ökonomisch-stofflichen Entwicklungsvorganges, in dem sich die Geschichte erschöpft. Von diesem Standpunkte aus zu einer sittlichen Wertung des deutschen oder irgendeines andern nationalen Gedankens zu gelangen, ist unmöglich, denn wenn das Sittliche selbst kein objektives Dasein hat, sondern nur eine aus dem Gebrodel ideo-losen Geschehens aufgestiegene Blase ist, von der man nicht weiß, wie lange sie sich halten und das menschliche Denken beeinflussen wird, so kann eine beliebige vorübergehende Erscheinung in der Geschichte erst recht nicht unter idealistischen Gesichtspunkten betrachtet werden. Wir aber bekennen uns gleich am Anfang unserer Arbeit zu dem Glauben, daß die Idee des Sittlichen als absolute, ja als die für unsere Erkenntnis allein absolut existierende Größe, das Ziel und die Norm des Menschheitsfortschritts bildet. Da indes dieser Fortschritt sich nicht zuerst an der Menschheit im ganzen, sondern zuerst in den Nationen vollzieht, so ist es unmöglich, ihm anders zu dienen, als indem jedermann Arbeit innerhalb seines Volkes tut. Wollen wir also vom deutschen Gedanken in der Welt reden, so meinen wir den sittlichen Idealgehalt des Deutschtums als gestaltende Kraft im gegenwärtigen wie im zukünftigen Weltgeschehen, und gehen dabei mit Bewußtsein von der Überzeugung aus, daß wir dazu in das Spiel der Weltkräfte hineingestellt sind, um sittliche Tüchtigkeit nicht nur für uns, sondern auch für die ganze Menschenwelt zu erarbeiten und zu bewahren.

Nach diesem Prinzip also, glauben wir, und nach keinem andern geschieht die dauernde Auslese der Tüchtigsten unter den Völkern, die dazu gelangen, ein Stück Menschheitsfortschritt zu verwirklichen, indem sie der Welt den Stempel ihrer nationalen Idee aufdrücken.

Die Geschichte lehrt uns, daß es dazu durchaus nicht immer einer überwältigenden politischen Machtfülle bedurft hat. In unmittelbarer Verbindung miteinander haben eine Volksidee von innerlich weltgestaltender Kraft und eine absolute politische Machtfülle bisher nur im römischen Reich gestanden. Erst Rom als die Herrin des Erdkreises konnte die Denkformen für das politische und rechtliche Dasein der späteren Menschen bestimmen.

Von der deutschen Idee braucht nicht, wie von der römischen, gesagt zu werden, daß sie nur als Weltherrscherin oder überhaupt nicht sein wird; aber man kann doch sagen: Nur als Mitbeherrscherin der Weltkultur wird sie sein, oder sie wird nicht sein. Die Gründe dafür sind leicht erkennbar. Das Angelsächsentum hat heute eine so gewaltige Ausdehnung gewonnen, daß es, gestützt auf die Zahl seiner Angehörigen und seine Machtmittel, im Begriffe erscheint, die kulturelle Weltherrschaft anzutreten. Frankreich, das im achtzehnten

Jahrhundert diesseits und jenseits des Ozeans mit England rivalisierte und es an allgemeinem Einfluß auf die Weltkultur weit übertraf, hat durch den moralischen Niedergang seines sich selbst zur Kinderarmut verurteilenden Volkes freiwillig darauf verzichtet, am Wettbewerb der Weltvölker zukünftig noch teilzunehmen. Nur die deutsche Nation hat sich neben den Angelsachsen so entwickelt, daß sie zahlreich und innerlich stark genug erscheint, um auch für ihren Volksgedanken Anspruch auf ein entscheidendes Mitgestaltungsrecht am kommenden Weltalter zu erheben. Diesen Gedanken verstehen wir aber allein dann recht, wenn wir einsehen, daß wir unsere Kraft nur durch immerwährende Ausbreitung der deutschen Idee zu erhalten imstande sind. Es gibt für uns kein Stillstehen oder Innehalten, keinen selbst nur vorübergehenden Verzicht auf Ausdehnung unserer Lebenssphäre, sondern wir haben nur die Wahl zwischen dem Zurücksinken auf die Stufe der Territorialvölker oder der Erkämpfung eines Platzes an der Seite der Angelsachsen. Wir sind wie der Baum, der im Felspalt wurzelt. Entweder wir drücken das Gestein auseinander und wachsen weiter — oder der Widerstand ist so groß, daß wir verkümmern, weil wir nicht genug Nahrung bekommen. Unser Wachstum aber ist ein Vorgang von elementarer Naturkraft. Nur ein Verdorren des natürlich-sittlichen Empfindens, wie die Franzosen es an sich erlebten, oder eine furchtbare äußere Katastrophe, die uns so arm macht, daß wir die Kinder nicht mehr aufziehen können, die uns geboren werden, wäre imstande, unsere Vermehrung zum Stillstand zu bringen.

Die deutsche Idee also kann nur lebendig bleiben und zunehmen, wenn ihre materielle Grundlage, d. h. die Zahl der Deutschen, der Wohlstand Deutschlands, die Menge und Größe der dem deutschen Wirtschaftsleben dienstbar gemachten weltwirtschaftlichen Beziehungen sich fort und fort erweitern. Indem sie das tun, nötigen sie aber den Angelsachsen den Zwang auf, sich zu entscheiden, ob sie sich mit ihren Interessen in der Welt zugleich den unstrigen anpassen und sich gemeinsam mit uns über ihren und unsern Anteil verständigen, oder ob sie das Ziel ihrer Alleinherrschaft gegen uns mit Gewalt verteidigen wollen. Wählen sie das erstere, so tun sie es, weil sie den Kampf um unserer Stärke willen für gefährlich halten. Entscheiden sie sich für den Waffengang, so wird es von unserer Stärke abhängen, ob wir siegen, unterliegen oder uns behaupten.

Das Schicksal Deutschlands ist also England. Wer die Entwicklung der Welt in den letzten hundert Jahren verfolgt hat und dazu aus eigener Anschauung etwas von ihrem heutigen Aussehen kennt, für den gibt es unter allen nationalpolitischen Zukunftsfragen nur eine von schlecht hin übertragender Bedeutung: Ist der angelsächsische Typus dazu bestimmt, allein zur Herrschaft in denjenigen Teilen der Erde zu gelangen, wo die Entwicklung der Dinge noch im Fluß ist, oder wird außerdem auch noch für das deutsche Wesen so viel Spielraum verbleiben, daß es mit als konstituierender Faktor des zukünftigen Kulturorganismus diesseits wie jenseits des Ozeans erscheint? Daraus folgt, daß wir uns klarmachen müssen, was wir imstande sind einzusetzen, um den deutschen Gedanken in der Welt auf die Höhe zu führen.

Aus dem Vorwort des 1912 im Verlag Robert Langewiesche, Leipzig, erschienenen Buches „Der deutsche Gedanke in der Welt“.



Hamburg.

„Vorzeiten war zwischen den Flüssen Alster und Bille ein Wald mit Namen Ham, wo die alten Sachsen ein Schloß erbauten, das sie ‚Hammeburg‘ nannten. . . . Hamburg ist der Lage nach eine feste Stadt. Ihre Bürger treiben Handel zu Wasser und zu Lande in ferne Erdteile. . . . Unter den Hansestädten ist Hamburg nächst Lübeck, dem Haupt dieser ‚Eidgenossenschaft‘, die erste . . .“

Aus dem „*Städtebuch*“ von Georg Braun und Franz Hogenberg, Köln 1572 bis 1618.

Die europäische Sendung der deutschen Dichtung.

Von Hermann Burte.

Auf dem „Großdeutschen Dichtertreffen“ in Weimar im Oktober 1940 sprach der alemannische Dichter und Maler Hermann Burte über die europäische Sendung der deutschen Dichtung. Die weitausholende Rede fand über den Rahmen der Veranstaltung hinaus starken Widerhall, der seinerzeit in ausführlichen Würdigungen der gesamten deutschen Tagespresse zum Ausdruck kam.

„Das Werk“ ist dank dem freundlichen Entgegenkommen Hermann Burtes in der Lage, als einzige deutsche Zeitschrift kurz vor dem Erscheinen der Rede in Buchform (auch Übersetzungen in die wichtigsten europäischen Sprachen und in das Japanische sind in Vorbereitung), den historischen Teil der Rede mit unwesentlichen, durch Raumgründe bedingten Kürzungen zu veröffentlichen. Burte umreißt darin die Stellung, die der deutsche Dichter von der Zeit Wolfram von Eschenbachs bis zur Jahrhundertwende in der europäischen Geistesgemeinschaft eingenommen hat. Der Grundton, der durch die gesprochene Rede schwang und ihren Klang stolz und zukunftsreich machte, ist auch in diesem gedruckten Abschnitt deutlich vernehmbar; er gipfelt in dem prophetischen Wort Schillers: „Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte, doch der Tag des Deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit.“

Wer berufen wird, über dieses gewaltige Thema zu sprechen, erkennt zunächst, etwas erstaunt, daß es eine umfassende Darstellung der Beziehungen deutscher Dichtung zu den andern europäischen Dichtungen bis heute nicht gibt! Eine auffallende schmerzliche Tatsache! So vielfältig und eigenartig sind diese Zusammenhänge, im einzelnen schwer zu erkennen und zu verfolgen, daß es genügen muß, die Dinge mehr zu berühren und zu streifen, nicht wie Gelehrte belehrend aus der Fülle des Stoffes, sondern als Dichter, wenn möglich, aus dem bewegenden Geiste! Denn es bedarf wohl der Arbeit eines ganzen Lebens, um sie wissenschaftlich alle zu erfassen und zu bewältigen. Die Wirkung der großen Gestalten und Gestalter, die sich hoch erheben und also weithin sichtbar sind, und die Ausstrahlung einzelner Erlesener auf Geistesverwandte müssen als Gleichnisse für die Fülle des Ganzen stehen!

Hier in Weimar, wo sich die Gestalt Goethes aus der Schar der Klassiker mächtig aufdrängt, scheint es gut und fruchtbar, Goethe zum Mittelpunkt und Maß der Ausführungen zu machen und an ihm die Macht und Sendung deutscher Dichtung zu betrachten. Es soll weniger darauf ankommen, zu sagen, was gewesen ist, sondern dem Laut zu geben, was als lebendig und ewig in die Gegenwart hinein nachwirkt, vor allem aber darüber zu sinnieren, was werden soll und werden wird, nachdem Männer erschienen sind und ihnen nach Ereignisse von so ungeheurer Art, innere Umwälzungen und Neugestaltungen, die zwar nicht als dichterische, wohl aber als politische Sendung Deutschlands an Europa und die Welt nachhallen und auswellen werden!

Ein ungeheurer Impuls geht durch Deutschland und von ihm aus durch Europa und wird sich in der Welt fortsetzen! Zwischen dem Gestern und Heute klappt ein Bruch: „Die Zeit ist aus dem Gelenk!“ — kann ein betrachtender Hamlet, kann ein Dichter ausrufen, „weh mir, daß ich berufen bin, es einzurenken!“ Der Deutsche aber, nicht mehr Hamlet, sondern Fortinbras, fühlt angesichts dieser Spannung, die er als glücklich und segensreich für sich und die andern empfindet, daß jetzt der seltene Augenblick erschienen ist, in dem der Mantel des Schicksals so durch den Raum flattert, daß der Deutsche hervorspringen und ihn erfassen kann, nachdem er jahrhundertlang zusehen mußte, wie andere ihn ergriffen.

Glück hat er wenig gehabt, der Deutsche, auch nicht mit seiner Dichtung!

Seine großartige ursprüngliche Dichtung, sein herrliches germanisches Erbe, der heilige und heilende Gesang des Anfangs, als seine Götter und Helden noch auf der Erde wandelten, ist ihm verloren. Der große Karl hat die Heldenlieder aufschreiben lassen und gesammelt, aber der kleine fromme Ludwig hat sie vernichten lassen. Sie sind untergegangen, mit ihnen seine Götter und gottähnlichen Menschen eigener Art.

Seiner eigenen Stoffe in der Dichtung beraubt, empfing er sie aus der Hand der Fremden. Und in der Esse seines Herzens schmolz er aus dem erhaltenen Erz mehr lauterer Metall heraus als die Sender, und schuf Dinge aus der Tiefe seines Gemüts, die jene der andern in Kunst und Kraft übertrafen.

Es war in dieser hohen Zeit deutscher Dichtung, als in wenigen Jahrzehnten eine Fülle riesiger herrlicher Epen, Lieder, Gedichte in Deutschland geschaffen wurde aus Stoffen, die aus der Fremde kamen, am gewaltigsten von Wolfram, Gottfried und dem unbekanntem Schöpfer des Nibelungenliedes; sie bewiesen, daß in dem Volke, aus dessen germanischer Tiefe die Fremden ihr Bestes haben, die Dichter imstande waren, das fremde Gute an das Beste aller zu verwandeln.

Damals erhob sich zum ersten Male nach dem Götter- und Heldenmord die deutsche Dichtung in ihren Wipfeln gewaltig in den Raum des Abendlandes, des eigentlichen Europas. Die heimatliche Enge und Befangenheit ward überwunden, das alte Blut begann zu singen, der Fernstentrieb des Germanen wirkte in der Dichtung.

Es folgte ein langes, dumpfes Wellental auf diesen mächtigen Berg, bis wieder aus der Tiefe des Volkes, im unbewußten germanischen Drang nach Einheit und Wahrheit, ein Mann aufstand, in dem sich, dumpf und dämmernd am Anfang, dann klarer und kühner, der Wille regte, die fremde äußere Kultform des Glaubens abzuwerfen, zu meiden, was ihm nicht angehörte und ihm das Innere störte; es erschien ein Mann, unstritten und befehdt bis auf diesen Tag in Deutschland und in der Welt, der mächtigste Deutsche aus dem Geiste: Luther! Er ist freilich kein Dichter im strengen Sinne des Wortes: aber wenn man sich den Umfang seiner Natur überlegt, von dem kinderlieblichen „Vom Himmel hoch, da komm ich her“ über den faustischen Ruf „Aus tiefer Not schrei ich zu dir“ bis zu dem troßigen, ungefügigen, aber gewaltigen „Ein feste Burg ist unser Gott“, so ist er derart bedeutend, daß er auch als Dichter allein bestehen könnte, wirksam auf Europa und die Welt, da seine Lieder in so viele Zungen übertragen sind, als Völker in seinem Glauben leben.

Seine schöpferische Tat der Bibelübersetzung ist für die deutsche Dichtung von unmeßbarem Einfluß geworden und nicht überschätzbar! Ohne ihn kein Leibniz, kein Kant, kein Klopstock, keine Klassiker, kein Wagner. Ihm ist in der Sprache der Bibelübersetzung etwas gelungen, was jedem Deutschen, auch Goethe, versagt blieb, was vielleicht keiner jemals so leidenschaftlich erstrebte: ein eigenes deutsches Sprachmaß, eine Dichtform zu finden. Stanze, Sonett, Terzine,

Ballade, Hexameter, Gabel, alles sind südliche, östliche Erfindungen. Luther hat es vermocht, seiner Sprache so viel Wohlklang bei so schönem Schreiben, eine musikalische Weise zu verleihen, einen gegliederten Gang nach eigenen Gesetzen, in sich ruhend und sich regend wie eine Fuge von Bach, daß selbst Nietzsche, der in seiner Ohnmacht einer solchen Gestalt gegenüber den Wittenberger einen „Rüpel“ nannte, sich doch das wahre Wort entriß: „Die Bibel, dieses Meisterstück deutscher Prosa! Gegen Luthers Bibel gehalten, ist fast alles übrige nur Literatur, ein Ding, das nicht in Deutschland gewachsen ist und darum auch nicht in deutsche Herzen hineinwuchs und hineinwächst, wie es die Bibel getan hat.“

Luther stand nicht nur gegen die römische Macht auf, sondern auch gegen die jüdische. Er hat das tiefste, mächtigste, folgerichtigste und unbedingteste Buch gegen die Juden geschrieben, eine für seine Zeit ganz erstaunliche Tat. In seiner Reform erreicht er vieles, aber nicht alles: tragisch wirkt er durch seinen stärkenden Einfluß auf die Gegner. Jahrhundertlang war den Deutschen auferlegt, diesen Gegensatz in sich auszukämpfen, geistig und blutig, bis wieder ein Geschlecht erwuchs, das aus dem Dunkeln in das Helle strebte, einen anderen Himmel des Glaubens über den Scheiteln: Goethe erscheint, der menschlich vollkommenste Deutsche, der die Summe der Vorherigen zieht und als Vollenderer zu einer Wirkung durch die Dichtung auf die Dichtung anderer Völker gelangt, wie nie ein Deutscher zuvor.

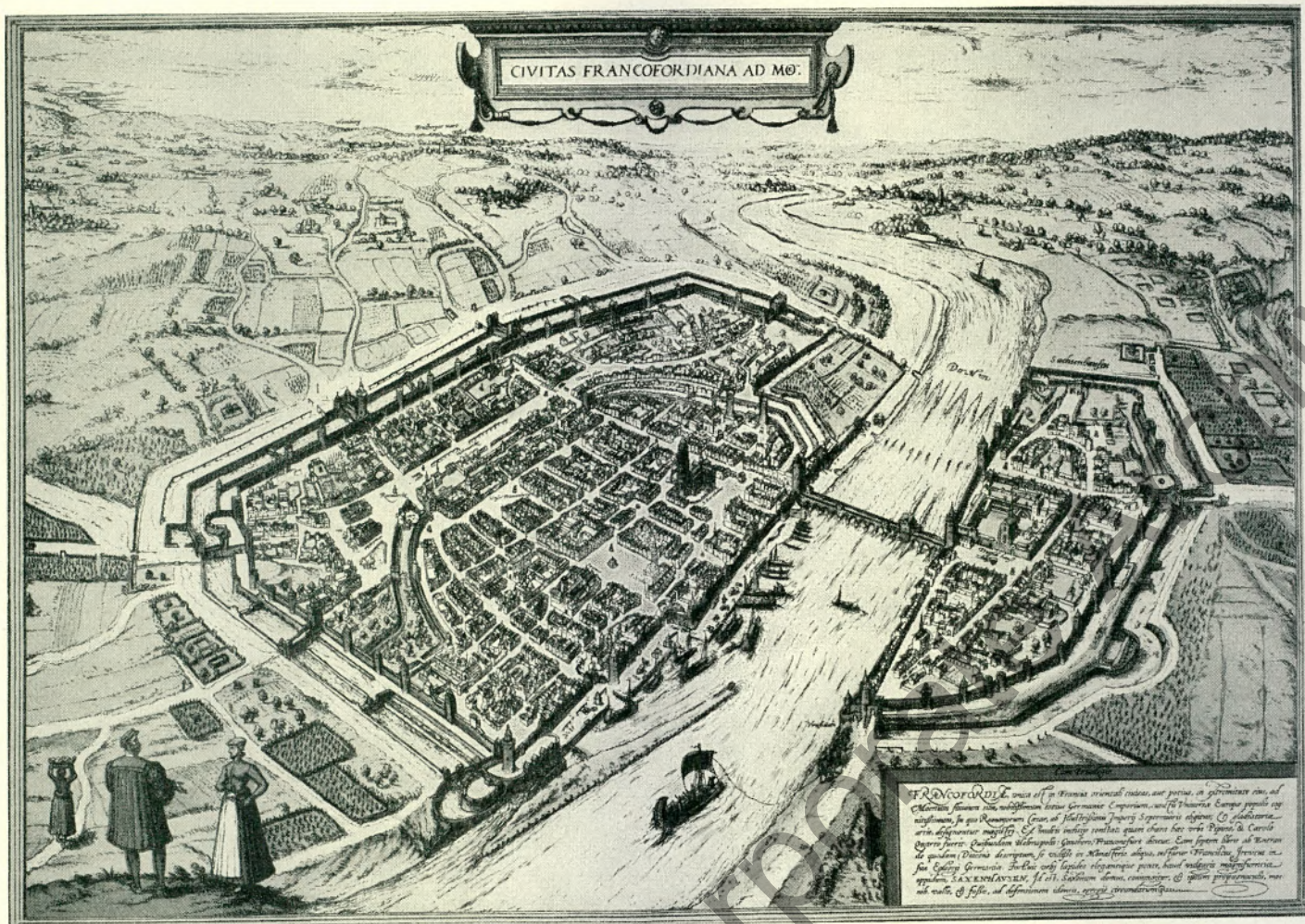
Er wurzelt durch Abkunft und Erziehung so tief im deutschen Volk und Wesen, daß alle Kräfte der Erde sich in ihm entfalten; er wipfelt so hoch und schaut so klar in die Weite der Welt, daß er hell und heiter, lächelnd und leuchtend den Begriff der Weltliteratur erfindet und den Raum der deutschen Dichtung so erweitert, daß er zum Dome des dichterischen menschlichen Geistes wird, dessen Heiligtum hier in Weimar steht, zu dem die Besten aller Völker in Dankbarkeit und Ehrfurcht wandern: In Goethe ist zum ersten Male die europäische Sendung der deutschen Dichtung augenscheinlich und geistig erfüllt!

Jede echte Dichtung steigt aus dem Grund eines Volkes auf: sie ist wie ein Baum, der im volklichen Boden seine Wurzeln geschlagen hat, aber wenn er nur hoch genug wächst, seinen Wipfel in die freie Atmosphäre hebt, die allen gehört. Und wie der Baum hebt sich eine Dichtung in das freie Reich des Geistes, der die verschiedensten Dinge alle auf einen Nenner bringt und damit den besonderen Verhältnissen entzückt. Wer aus dem Geiste ist, der spürt auch den Geist, er brause, woher er mag, und fahre, wohin er will!

Daß Goethe sich so ungefährdet Östliches und Westliches, Serbisches und Persisches aneignen konnte, es seinem Wesen gleichschaltend, beruht auf seiner unbezwinglich sich selbst gleichen Jehnatur. Wo immer er Nahrung zu Steigerung und Vielfältigung seiner selbst nahm, überall auf dem Erdball war ihm alles irgendwie gemäß. Und so stark ist seine menschliche, und sagen wir es recht hart und klar, seine urdeutsche, erzdeutsche Natur, daß er alles verdeutschte, was er einatmete. Jener Dichter Bauernfeld hatte von Grund auf recht, der den Deutschen in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts zurief:

Wie deutsch der alte Goethe war,
das werden die Deutschen erfahren,
wenn sie erst Deutsche geworden sind
in einigen hundert Jahren!

Wenn Lord Byron ihm seinen „Cardanapal“ widmet, wenn Dehenschläger ihm den „Maddin“ zueignete, Walter Scott den „Gög“ als erster übersetzte, wenn Engländer, Franzosen, Italiener ihm ihre Werke sandten, in denen er so oft Nachahmungen und Umdichtungen erkannte, wenn Coleridge ihn genial übersetzte, Puschkin ihm begeistert huldigte, so galt es nicht nur seiner einzigartigen Persönlich-



„Frankfurt liegt nicht fern vom Frankenland, am Main, und wurde, ehe die Franken dahin kamen, Helenopolis genannt. . . . Frankfurt ist eine bekannte Handelsstadt, nicht nur Deutschlands, sondern ganz Europas. Denn zweimal im Jahre kommen, vor Ostern, mitten in der Fastenzeit, und im Herbstmonat, viele Kaufleute aus Ober- und Niederdeutschland, aus Italien, Welschland, England, Polen, Rußland und anderen Orten der Welt zu den Jahrmessen, bringen dahin allerlei Waren und Güter, verkaufen sie um Geld oder tauschen Ware gegen Ware.“

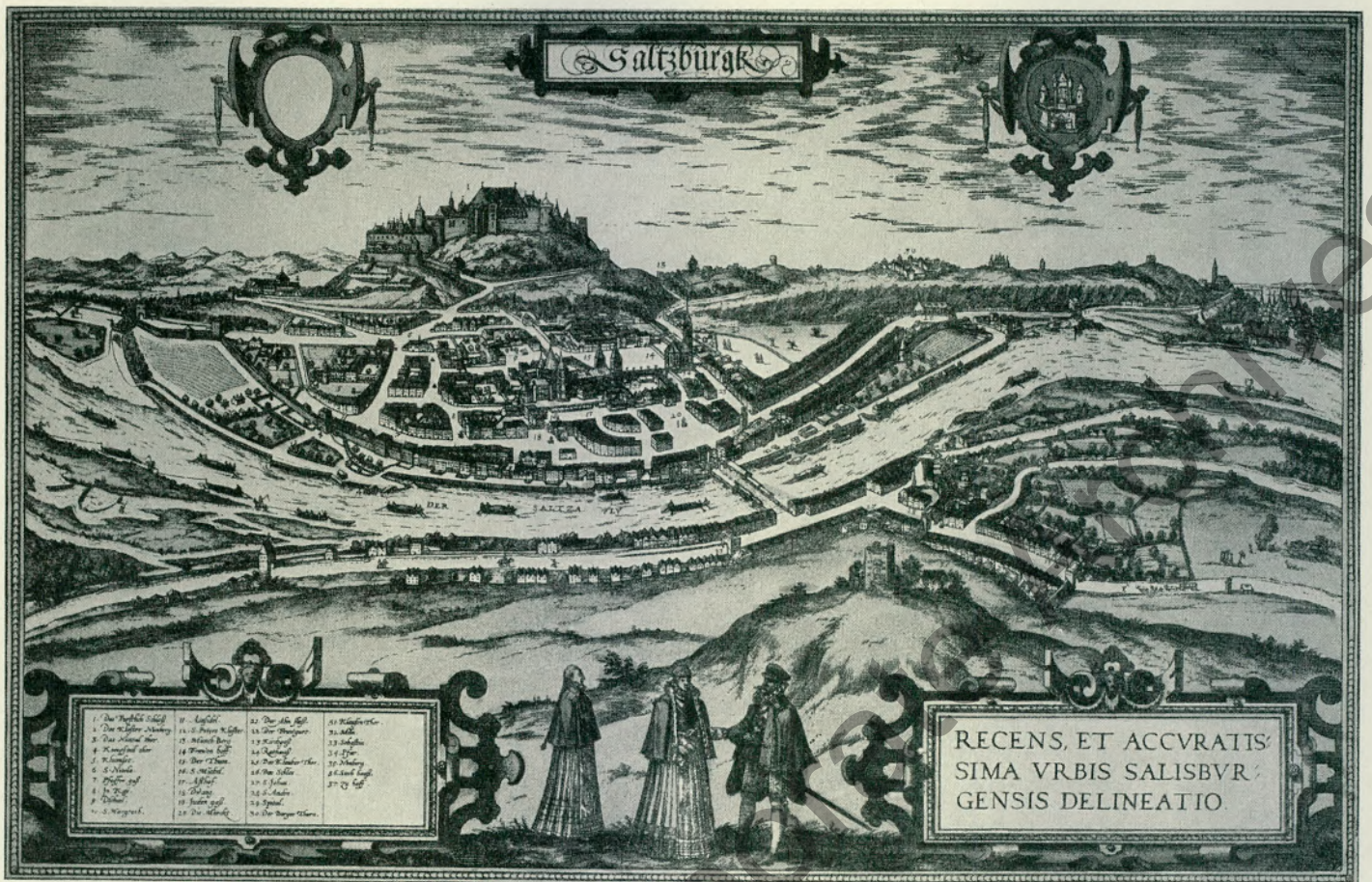
keit und hervorragenden Stellung in Staat, Gesellschaft und Volk; im letzten Grunde erwies man der deutschen Dichtung, deren Medium er war, und ihrer Sendung wahre Ehre.

Jeder weiß, wie Goethe wurde, und es gibt im Raume des Geistes keinen Menschen, dessen Mensch- und Meisterwerdung sich mit derjenigen Goethes vergleichen ließe. Es ist schön anzuschauen und zu erleben, wie Goethe lebenslang an allem sich nährt, was ihn fesselt. Herder hatte ihn gelehrt, im Angesicht des deutschen Münsters in Straßburg die Dichtung als die Stimme des Volkes, den Laut des Herzens, den Ton des Blutes zu betrachten. Er hatte die Schriften des Alten und Neuen Bundes noch als werdender gelesen, als schon der umfassende Glaube an ihre Göttlichkeit zu weichen begann, die Griechen von Homer bis Euripides, die großen Römer, Ossian, der im Werther geistert, Shakespeare, mit dem er lebenslang ringt, ohne ihn ganz zu bezwingen, Dante, Calderon, die Romanen, endlich die Franzosen Rousseau, den hemmungslosen Erleber und Ausleger, Voltaire, einen Quell mittäglichen Lichtes, die Lehren Chinas, die Bücher Indiens, Hafis, den Lebendigen, erfüllend, mitlebend, so hat er alles in sich gesogen, es in Blut und Geist verwandelnd aus seinem Blut und Geist. Ja, er hat wirklich, wie Odin in der nordischen tiefsinnigen Göttersage, den Trank der Riesin, der ganzen Welt getrunken, er ist ihr mit seinem Geier entfliegen, sie hat ihn nicht behalten, und der Geier speit das letzte des Trankes vergöttlicht wieder auf die Erde. So macht Goethe diese

geheimste Kunde von Dichtung und Welt lebendig wahr, ein Leben lang, oft in der Zeit mißverstanden, aber in Ewigkeit angestaunt, und darf endlich als Lohn der Mühe, des steten Darandenkens, des steten Daranschaffens, den schönsten Dank empfangen, wenn das angeeignete Fremde als angestaunt Eigenes die Dichter über der Grenze bewegt, in ihren Werken wandelt und endlich in das Bewußtsein der Völker dringt.

Am schönsten offenbart sich sein allerfassendes Genie dann, wenn es einen Stoff ergreift, der, ursprünglich deutsch, ihm aus der Fremde zugewandelt kommt, ähnlich wie sechshundert Jahre zuvor es den großen Epikern geschah.

Das Volksbuch vom Doktor Faust, in Frankfurt gedruckt und erschienen, schwimmt über den Kanal und gelangt in die Hände des genialischen Dichters Marlowe. Er schreibt seine Tragödie des Doktor Faust, ein Stück, in dessen Monologen und Schlusszügen die Klaue des Löwen durch die Jamben schlägt. Nach diesem Spiel wird ein Puppenspiel geformt: eine Nachahmung dieses Spiels sieht der junge Goethe, es geht ihm lebenslang nach, es ist deutsches Erbgut, das über den englischen Umweg in die bestimmte Hand gerät, dort eine neue Gestalt erfährt, in Versen und Szenen, wie man sie nie vorher sah; dieses Spiel schwimmt wie einst das alte Volksbuch zu den Briten, gelangt zu den Franken; und alle fühlen sofort die kosmische Musik der Engellstrophen, den Zauber der Verse, das lichte Gefüge der Szenen: die deutsche Sprache klingt und schwingt mit einemal so rein und süß, daß die



„Salzburg ist eine sehr ansehnliche Stadt in Bayern. Sie ist mit feinen Ringmauern, Türmen und Bastionen umgeben und sowohl mit öffentlichen als auch privaten Häusern gar wohl erbauet . . .“

Übersetzungen hölzern tönen: die Dichter staunen, verehren, ahnen nach, borgen aus: die Besten der Welt empfinden die Macht des deutschen dichterischen Genies, die europäische Sendung der deutschen Dichtung wendet sich weiter wirkend an die Welt. Aus allen Ländern fliegen huldigende Briefe nach Weimar, Besucher erscheinen, Werke mit Widmungen. Ein Deutscher ist der Meister der Dichtung der Welt.

Mit seinem Werther hatte Goethe die Welt aus der Zeit heraus ergriffen, hatte dem Schmerz des Tages laut gegeben und ungeheuer gewirkt; mit dem Faust gibt er der Welt das Gedicht der Ewigkeit, und dieses Gedicht hat als Träger den ewigen Deutschen, den echten Deutschen, den Mann der steten Sehnsucht, der Liebe zu Sturz und Ferne, den Helden, der liebte, was nicht zu lieben war — die Sendung der deutschen Dichtung wird zum Triumph!

Wo Goethe klingt, hallt Schiller mit! Ein Sohn und Liebling seines Volkes, ein Genie voller Glauben an den Menschen, von Kants Idealismus bewegt, der große Erkennner und Ausdeuter Goethes, ein Schaffender von zähestem Willen, der mit Mühe und Fleiß die Muse zu singen zwang, ein Geist von königlicher Haltung, der fast allen Völkern Europas Gedichte schenkte, wie sie selber zu erzeugen sie nicht imstande waren, Gedichte, in denen ihr Wesen verklärt und geschönt erscheint: wenn er die Briten ein edelherziges Volk nennt, Frankreich das schönste Land, das die Sonne sieht auf ihrem Lauf, wenn er die Schweizer als ein Volk anspricht, das fromm die Herden weidet, sich selbst genug, nicht fremden Guts begehrt, wenn er von einem Sichfinden der Völker schwärmt im beseligenden Erlebnis der Freude und ihrer einenden Kraft — dieser großartig Liebende und Glaubende,

der Millionen Wesen umschlingt, dieser Edelmann des Geistes, kann die Fremden durch seinen kühnen Anstand und seine sittliche Würde beschämen, wenn er sie beglückt.

Das Volk empfindet in seinem Herzen richtig die beiden, Goethe und Schiller, so, wie sie hier in Weimar vor dem Nationaltheater stehen, als Freunde im Geiste, einander feigend und ergänzend!

Es ist Schillers Ehre und Größe, daß er in einer Zeit, in der die deutsche Macht zu Boden lag, es dem deutschen Geiste allein zutraute, das Wesen der Nation darzustellen und die deutsche Sendung für die Menschheit zu vollenden. In seinem Gedichtentwurf, den man „Deutsche Größe“ nennt, bricht sein Deutschtum bewußt und beföhlerisch hervor, wenn er sagt, es handle sich für den Deutschen nicht darum, für den Augenblick zu glänzen, sondern den großen Prozeß der Zeit zu gewinnen.

Handelt es sich heute um etwas anderes?

Und dann spricht er es aus: Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte, doch der Tag des Deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit.

Und wie Friedrich der Große sah und hoffte er kühn: Unsere Sprache wird die Welt beherrschen!

Hinter Goethes und Schillers riesigen Gestalten sind andere deutsche Dichter über die Schwelle in den Dom der Welt-dichtung getreten.

George, der von den Franzosen, den Holländern und Flamen lernte, ein Übersetzer ersten Ranges, ein Mann der sorgfältigen Form im Worte und in der Letter, prophetisch, priesterlich, darf in Europa im kleinen erleben, was Goethe im großen. Die andern Völker, von deren Dichtern er Form und Fülle an sich zog, grüßen und ehren ihn: er bringt das



„Danzig ist eine herrliche, mächtige und reiche Stadt in Preußen, mit großer Schiffahrt und ausgedehntem Handel und Gewerbe, berühmt durch den Weichselstrom, der in der Nähe fließt; es wird jetzt mit gewaltigen Bastionen, Festungen und Blockhäusern gegen drohende Gefahr wohlversehen. Seine Stärke aber wird noch mehr durch emsigen Fleiß und artige Sitten der Bürger, besonders aber durch fleißige und sorgliche Obriigkeit und Verwaltung erhalten.“

Die Ansichten von Hamburg, Frankfurt, Salzburg und Danzig sind dem großen Städteatlas von Braun und Hogenberg entnommen, einem in sechsundvierzigjähriger Arbeit geschaffenen sechsbändigen Werke, das, um die Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert entstanden, lange vor der bekannteren Topographie von Merian zum ersten Male eine Weltbeschreibung in Form von Städteansichten gibt. Mit Recht sagt der Historiker Merlo: „Dieses Städtebuch gereicht der deutschen Nation zur Ehre und nimmt unter den älteren topographischen Werken die erste Stelle ein.“

Bild eines deutschen Dichters in Europa und der Welt zu hohen Ehren.

Kilke, verglichen mit George, dem starren Priester, eher ein schlanker Page, der neben Fürstinnen über die Treppen von Schlössern am blauen Meere geht, dessen Wellen ihm die Hexameter zu seinen Duineser Elegien zurauschen. Aus vielen Brunnen trinkend, von vielen Bäumen die Früchte streifend, der Schöpfer einer Sprache, deren Seele zwischen den Letztern schwebt, wie die Luft zwischen Bäumen! Buch auf Buch erscheint über ihn in der Welt; seltsam und merkwürdig, wie seine schmalen Bände so breit hin und weithin sich auswirken! Aber er ist ein Sohn Deutschlands und hat den Raum betreten, wo die andern Völker sitzen und hören!

Unheimlich, fast erschreckend taucht in der Halle ein anderer Deutscher auf, ein Dichter auch, ein Denker, der Weise von Siles Maria: Nietzsche!

Er ist der unbarmherzige Prüfer und Beklopfer hohler Tafeln und ihr Zerbrecher, und wenn das den Helden ausmacht, daß er nicht nur auf den Schein der Dinge, sondern durch die Dinge selbst hindurchsieht, dann ist dieser Schüler französischer Moralisten, dieser unglückliche, aber nie bezwungene Seher ein wahrer Held gewesen. Als geistige Macht in der Zeit in allen Völkern wirksam, im Wesen dem ewig

sich wandelnden, fast unfaßlichen Gotte Loki verwandt, den man wohl fesseln und anschmieden konnte, der aber der Botin des herrschenden Gottes sein stolzes Wort zustöhnt: Er kann mich doch nicht töten!

Noch ragt eine Gestalt in der Halle, blond und weiß wie Baldur, kindlich und göttlich zugleich: Hölderlin! In seinem Lande zu seiner Zeit für verrückt gehalten, weil er in die Schicht des Empedokles, Platon und Shelley entrückt war.

Ein deutscher Geist, nur sich selber gleich, aber dem edelsten in Europa verwandt, kraft des ersten Blutes, erobert sich, lautlos wie das Licht, seine Herrschaft über die Besten der Völker.

Wie verschieden diese erlesenen Gestalten, alles Söhne der deutschen Erde, und alle eingetreten kraft ihres Gedichtes in den Dom der Weltichtung! Wo sind die Geister der andern? Würden wir nicht, Hochmut und Demut verbindend, sagen können, wie Goethe, wenn er seine Mitbewerber um den Lorbeer ansah: Sind das die Knaben alle? Und sind nicht alle die andern, insgeheim oder eingestanden, beströmt und bestrahlt von dem Lichte deutscher Dichtung? Wo ist da die Enge, die Eigenbrötelei, wo die Jahrbefangenheit, die hoffnungslose Barbarei, die man den Deutschen, auch den Dichtern,

vormitt? Jeder dieser Männer hat die Mühe eines Lebens an sein Gedicht gesetzt, hat dafür gelitten, gebangt, ja gehungert; und was war, groß gesehen, seine Tat? Er empfing aus der Heimat und der Fremde das Erz, zog das Metall heraus, schmiedete daraus seinen Pokal und bot ihn, mit dem Weine der Dämonen gefüllt, der Welt als Geschenk dar.

An einem bezeichnenden und offenbarenden Beispiel soll aufgezeigt werden, wie Goethes Wesen und Dichtung auf einen hervorragenden Mann eines bedeutenden Volkes wirkte; wir gelangen damit auf den Weg, der uns an die Stelle führt, wo wir heute in Europa als Volk stehen.

Es soll von dem Verhältnis des Schotten und Engländer Carlhyle zu Goethe gesprochen werden, des echten Verehrers deutscher Dichtung zu ihrem größten Schöpfer und Vertreter.

Carlhyle ist das Beispiel eines geistigen Mannes ersten Ranges, der schon frühe mit dem deutschen Schrifttum in Berührung kommt, dem Goethe ein gewaltiges Erleben bedeutet, ein Mann, der diesem Ideale treu bleibt und in einer Schrift für Deutschland, das Land seines Herzens, unerschrocken und unerschütterlich eintritt. Carlhyle, ein Schotte, der Sproß strenger Puritaner, erlebt eine schwere Jugend in geldlicher und seelischer Bedrängnis, gerät in eine faustische Verdüsterung ohne Auswege, bis er in Paris eine Befreiung erlebt, die er in dem Roman „Carfor Resartus oder das Erlebnis des Professors Diogenes Teufelsdröckh“, geschaffen nach dem „Quintus Sirein“ und dem „Schmelze“ Jean Paul Richters, deutsch bis in die Namen, schildert:

„Bovor fürchtest du dich eigentlich? Was ist das Schlimmste, das dir bevorsteht? Der Tod? Und wären es selbst die Qualen der Hölle und alles dessen, was Mensch und Teufel wider dich tun können und wollen? Hast du kein Herz? Kannst du nicht alles, was es auch sei, erdulden und als ein Kind der Freiheit die Hölle selbst mit Füßen treten, während sie dich verzehrt? So laß es denn kommen. Ich will ihm begegnen und Trost bieten. Und während ich dies dachte, rauschte es wie ein feuriger Strom über meine ganze Seele, und ich schüttelte die niedrige Furcht für immer ab. Ich war stark in ungeahnter Stärke, ein Geist, fast ein Gott!“

Im Jahre 1820 schon hatte er seinem Freunde Murray geschrieben: „Schon ein oberflächliches Studium der deutschen Literatur hat mir einen neuen Himmel und eine neue Erde geoffenbart.“ Und im Jahre 1827 schreibt er an Goethe selbst, den bald Achtzigjährigen:

„Wenn ich mich einigermassen durch Nacht und Licht hindurchgearbeitet habe, wenn ich irgendetwas von mir, meinen Pflichten, meiner Bestimmung weiß, so habe ich das Ihren Schriften mehr als irgendeinem andern Umstände zu verdanken. Ihnen bin ich ewige Dankbarkeit schuldig und Verehrung, wie ein Schüler seinem Meister, ja, wie ein Sohn seinem geistigen Vater. — Ihre Werke waren mir ein Spiegel. Ihre Weisheit hat mich beraten, Friede und Befundung sind mir aus der Ferne geworden. Ich glaubte einst weder an Religion, noch an Barmherzigkeit und Schönheit, deren Sinnbild sie ist; ich wurde von meiner Phantasie wie vom Sturm umhergeworfen, ich war verbannt aus dem Kreise der Menschen, verbittert, elend, fast zur Verzweiflung getrieben, so daß Fausts: Fluch vor allem der Geduld! mir aus der Seele gesprochen war. Aber jetzt ist das alles, dem Himmel sei Dank, anders geworden! Ohne daß eine Änderung in meinen äußeren Umständen eingetreten wäre, einzig und allein infolge des neuen Lichtes, das mir aufgegangen ist, habe ich neue Gedanken bekommen und eine Ruhe erlangt, die ich früher für unmöglich gehalten hätte.“

Carlhyle hatte bereits 1820 ein Leben Schillers geschrieben. Seiner Übersetzung von „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ folgten Übertragungen von Tieck, Richter, der „Wanderjahre“; es kam zu dem bekannten Briefwechsel mit Goethe, der bis zu dessen Tod dauerte.

Wenn man sich fragt, was es denn in Carlhyle war, das ihn so mächtig zu den Deutschen zog, so stößt man auf ein bewußtes, ausgesprochen germanisches Grundgefühl. Einem germanischen oder, wie er sagt, teutonischen Ideale dient er mit „Helden und Heldenverehrung“, einer Folge von Darstellungen von bedeutenden Menschen, die er Helden nennt. Da sieht er, groß und tief, nicht nur im tapferen Krieger einen Helden, sondern zuerst in Odin den Helden als Gottheit, dann in Mohammed den Helden als Propheten, in Shakespeare und Dante als Dichter, in Luther und Knox als Priester, in Johnson, Rousseau und Burns als Schriftsteller und zuletzt in Cromwell und Napoleon den Helden als König.

In der Darstellung Cromwells gelangt Carlhyle zu Gedankengängen und Einsichten, die uns überraschend bekannt und vertraut klingen:

„Macht und Recht“, sagt er, „sind von Stunde zu Stunde sehr verschieden, aber gebt ihnen Jahrhunderte, um sie zu versuchen, und ihr werdet sie gleichbedeutend finden . . . Ich will dir erlauben, das Recht überall richtig ausgedrückte Macht zu nennen.“

Der Sproß schottischer Puritaner glaubt unerschütterlich an den Sieg des Guten über das Schlechte und ist überzeugt, daß die eigentliche Macht der Wahrheit und der Sittlichkeit auch die Macht ist, die sich mit allen Mitteln endlich durchsetzt. Glauben wir das nicht auch?

„Ein Held“, sagt Carlhyle, „das wiederhole ich, hat vor allem das Erkennungszeichen, welches wir in der Tat das erste und letzte, das Alpha und Omega seines Heldentums nennen können, daß er durch den Schein der Dinge hindurch auf die Dinge selbst sieht.“

Carlhyle ist ein Mann, der die europäische Sendung der deutschen Dichtung leidenschaftlich empfing und in sich wirken ließ. „Eine moralische Macht ersten Ranges“, nennt ihn Goethe, und mit Recht. Denn Carlhyles Haltung war bis zu seinem Tode sich selber gleich, in Treue fest zu deutscher Dichtung und Deutschland. Als Deutschlands Sieg 1870 in England eine besorgte Stimmung und Abneigung gegen Deutschland hervorriefen, trat Carlhyle in seinem berühmten Aufsatz für Deutschland ein, für das „edle, geduldige, tiefe, fromme, ehrliche Deutschland“, und seine Stimme wurde gehört.

Das war vor genau siebenzig Jahren. Und der Aufsatz erschien in der „Times“!

Von Goethe gepackt und begeistert, von der deutschen Romantik, von Schlegel, Fichte, Novalis, Schleiermacher angezogen und befruchtet, schreibt und spricht er als Prophet.

Es ist geradezu das folgerichtige Schicksal eines Mannes von diesem Schlage, wenn er als das letzte seiner großen Werke die Geschichte Friedrichs des Großen in dreizehn Bänden schreibt: Er hatte in Friedrich den ersten wahren Helden seit Cromwell erkannt! Goethe aber blieb sein Stern der höchsten Höhe; mit dem „Symbolum“ beschloß er seine herrliche Rede auf den Meister:

..... Stille
ruhn oben die Sterne
und unten die Gräber.
Doch rufen von drüben
die Stimmen der Geister
die Stimmen der Meister:
Versäumt nicht zu üben
die Kräfte des Guten.
Hier winden sich Kronen
in ewiger Stille,
die sollen in Fülle
die Lätigen lohnen.
Wir heißen euch hoffen!



Deutsches Bergwerk um 1528.
Holzschnitt von Sebald Beham (1500–1550).

Gothaer Landesmuseum.

Schlägel und Eisen als Sinnbild der Wanderungen deutscher Bergleute.

Von Dr. Alexander Kaestner.

Der Schlägel und das Bergeisen, kurz Eisen genannt, waren von alters her die wichtigsten Werkzeuge des deutschen Bergmanns, sie begleiteten ihn auf seinem ganzen Lebenswege. Mit diesem Gezähe pochte er das edle Silbererz aus dem Gestein der Erzgänge, mit ihm trieb er im Harz, im Erzgebirge und anderstwo kilometerweite Stollen zur Entwässerung seiner unterirdischen Baue.

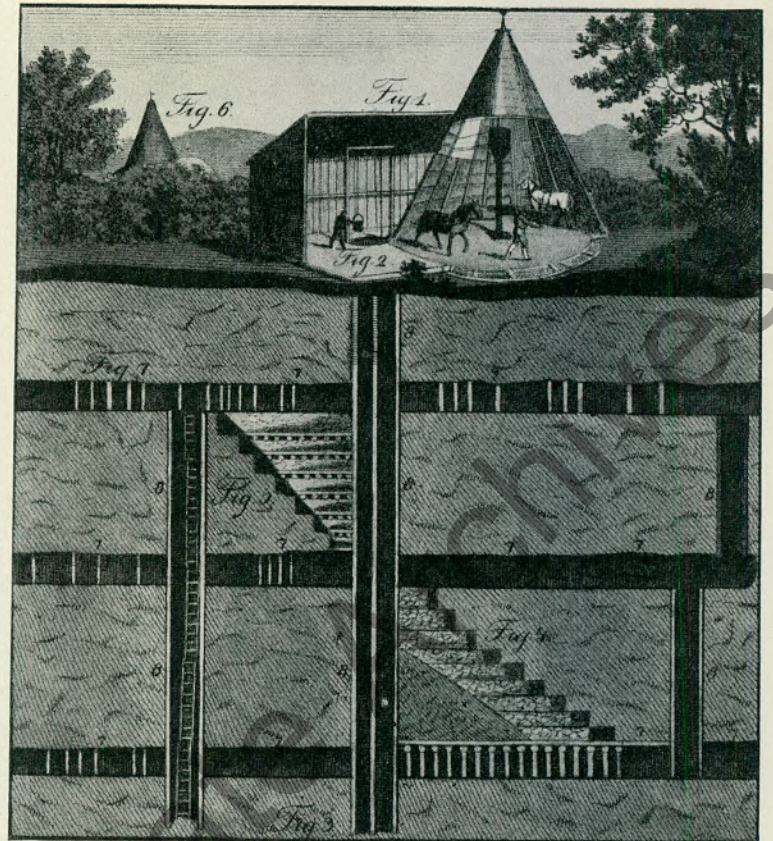
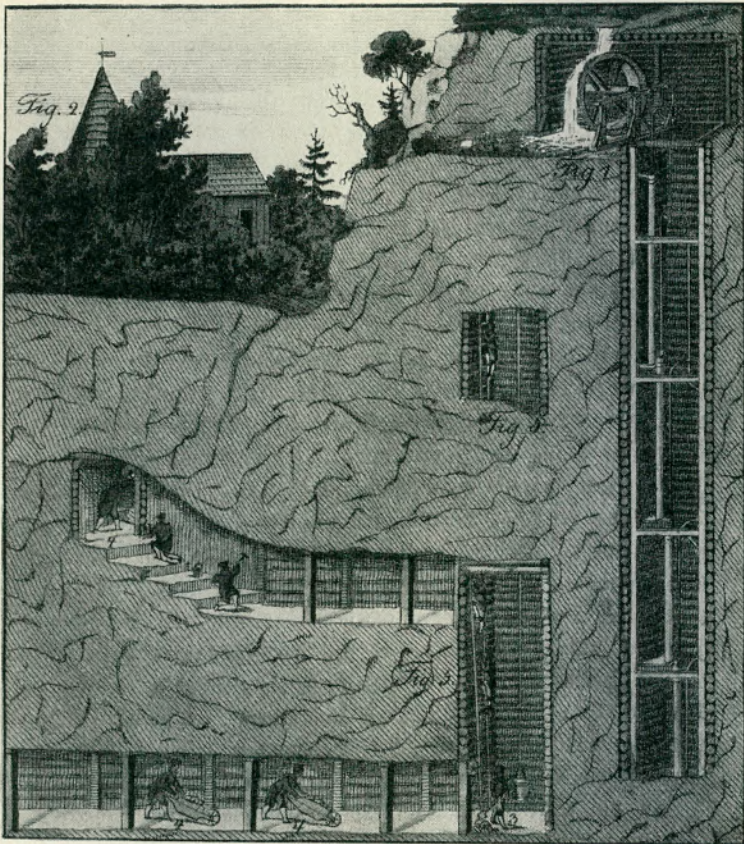
Das älteste, im Jahre 1505 gedruckte technische Buch über den Bergbau „Ein nützlich Bergbuchley“, das vermutlich den Stadtarzt von Freiberg in Sachsen zum Verfasser hat, zeigt auf seinem Titelblatt einen Holzschnitt, auf dem zwei Jungbergleute einen Hasep bedienen. Unter ihnen im Schacht sieht man ferner einen vor Ort mit der Schlägel-und-Eisen-Arbeit beschäftigten alten Knappen. Den Schlägel führt dieser Knappe in der rechten Hand, während das Eisen mit der linken Hand gehalten und mit dem spitzen Ende auf das Gestein aufgesetzt wurde. Der

Ein nützlich bergbuchley



ausholende Schlag mit dem Schlägel traf die Breitseite des Eisens. Beim Niederlegen des Werkzeuges ergab sich von selbst, daß das Eisen zuunterst auf dem Boden zu liegen kam und darüber kreuzweise der Schlägel. Das sich oft, ja täglich wiederholende Bild des kreuzweise gelegten Gezähes wurde dem deutschen Bergmann zu einem gewohnten Bilde, mit dem er gern die Stätten seines beruflichen Wirkens kennzeichnete und Gegenstände seines täglichen Gebrauches schmückte. Mit der Zeit wurden Schlägel und Eisen in der bekannten gekreuzten Anordnung das Wahrzeichen des deutschen Bergmanns, ja des deutschen Bergbaus überhaupt.

Titelblatt des ersten gedruckten deutschen Buches allgemein technischen Inhalts „Ein nützlich Bergbuchley“ von Ulrich Kulein von Kalbe. Erschienen ohne Angabe des Druckorts, wahrscheinlich Leipzig 1505. (Deutsches Museum München.)



Wasserhaltung, Förderung und Schachtbau in einem deutschen Bergwerk zu Anfang des 19. Jahrhunderts.

Aus: „Der belehrende Bergmann“. Freiberg (?) 1830.

„Fig. 1 zeigt uns ein Kunstgezeug mit dem überschlächtigen Kunstrade. Fig. 2 liefert uns die äußere Ansicht eines Pferdegöpels. Fig. 3 zeigt uns den Anschläger, welcher die Kübel, welche herauf und heruntergehen, füllt oder leert. Fig. 4. 4. gibt uns mehrere Bergknechte zu sehen, welche den Karren schieben. Fig. 5 zeigt uns ein Stück Schachtzimmerung mit Geverien.“

„Fig. 1 stellt uns einen offenen Pferdegöpel vor, an welchem wir a den Korb, auf welchem sich das eine Seil ab-, während sich das andere aufwickelt, und b die Welle mit der Deichsel sehen, an welcher die Pferde ziehen. Fig. 2 zeigt uns die Mündung und Fig. 3 das tiefste des Schachtes. 4. einen Försternbau. 5. einen Strossenbau. 6. die Halde. 7. 7. eine Menge von Strecken und 8. 8. 8. von Schächten. Im Hintergrunde erblickt man noch einen Pferdegöpel von außen.“

Mit der Verleihung der Rechte einer Freien Bergstadt war in der Regel auch die Verleihung eines Wappens verbunden, das an bevorzugter Stelle einen Hinweis auf den Bergbau enthielt. Seit Ende des 15. Jahrhunderts fand dieser Hinweis am häufigsten seinen Ausdruck in den gekreuzten Berghämmern. Nicht nur die alten Bergstädte des silberreichen Harzes und des Erzgebirges führen daher Schlägel und Eisen in ihrem Wappenschilder, sondern auch viele von deutschen Bergleuten außerhalb der Grenzen ihres Mutterlandes gegründete Bergstädte. So findet man das Wahrzeichen des deutschen Bergbaus in den Wappen von Städten in Böhmen, Mähren und dem Karpathenlande. Rosenau und Dobschau sind die östlichsten von deutschen Bergleuten gegründeten Siedlungen, die in ihrem Stadtwappen Hinweise auf den Bergbau führen. Es ist ein eigenartiger Zufall, daß diese beiden am weitesten nach dem Osten vorgeschobenen deutschen Bergstädte das Wahrzeichen des deutschen Bergbaus in seiner schönsten, das Wappenbild beherrschenden Form führen, wie es nur bei wenigen Bergstädten des Mutterlandes zu finden ist.

Wie kommen die gekreuzten Berghämmer in die Stadtwappen des vorwiegend slawisch bevölkerten Karpathenlandes? Wie kommt der deutsche Bergmann selbst in diese entfernten Gegenden? So interessant und bedeutsam diese Frage ist, so wenig fand sie bis vor kurzem Beachtung von der Geschichtschreibung.

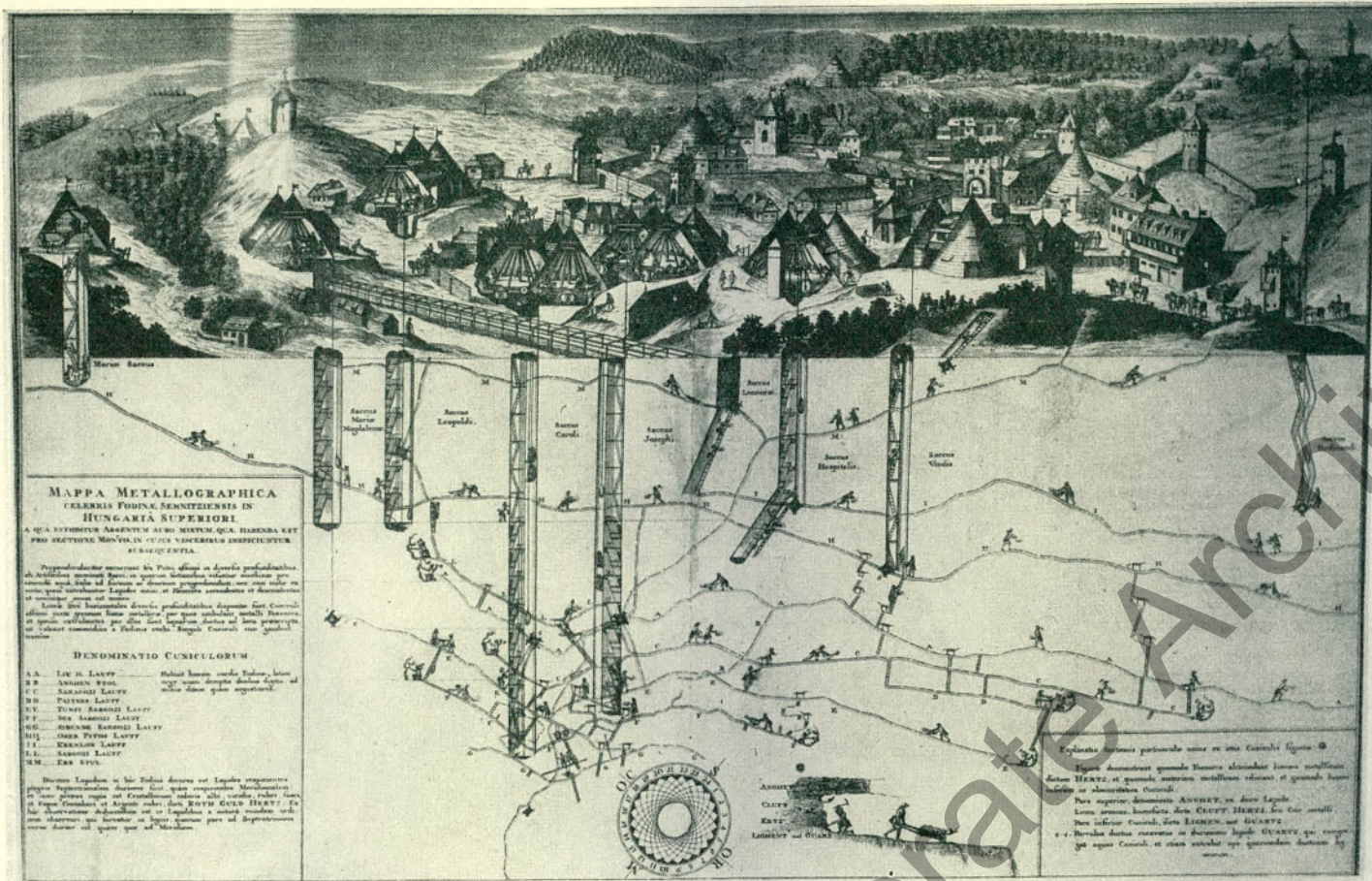
Klostermann war der erste, der im Jahre 1872 diese Frage aufschchnitt; doch war es Knochenhauer vorbehalten, ihr eine Würdigung angedeihen zu lassen, die ihrer geschichtlichen Bedeutung entspricht⁶. Unter Auslassung jeder nicht nach-

prüfbarer, sagenhafter Überlieferung, gestützt auf ein umfangreiches, sorgfältig gesichtetes Urkundenmaterial, gab er eine Schilderung der Geschehnisse, die sich zu einem hohen Liede auf die stille, unverdroffene, für die Geschichte des deutschen Volkes aber so bedeutsame Tätigkeit des wandernden deutschen Bergmanns steigert.

Im Gegensatz zu den Großbetrieben der Römer, die in ihren Bergwerken eine große Zahl von Sklaven und Kriegsgefangenen beschäftigten, handelte es sich in der Frühzeit des deutschen Bergbaus mehr oder weniger um Grabungen von geringem Ausmaß. Der Bergmann war ursprünglich knappe und Gewerke zugleich und führte seine Arbeit entweder allein oder in kleinen Gruppen Gleichberechtigter aus. Bei der Unzulänglichkeit der ihm zu Gebote stehenden Hilfsmittel konnte er nur die reichsten, am leichtesten gewinnbaren Erze abbauen. Sobald diese erschöpft waren, war er gezwungen, an anderer Stelle zu schürfen und von neuem anzufangen. „So ward der Bergbau nicht selten zum Wanderbetriebe. Aber überall dort, wo die Natur des Vorkommens eine längere Betriebsdauer versprach, wurde er zum Mittelpunkt neuer Ansiedlungen und damit zum Kulturträger“, sagt Knochenhauer und trifft mit diesen Worten den Kernpunkt der hohen Aufgabe, die zu lösen dem wandernden deutschen Bergmann von der Geschichte vorbehalten war.

Noch in der Mitte des 8. Jahrhunderts erstreckte sich das germanische Siedlungsgebiet weit über die Oder hinaus. Durch die Einfälle der Awaren und anderer östlicher Völker verschoben sich die Grenzen stark nach dem Westen. Dennoch blieben in Schlesien, Böhmen und Mähren noch erhebliche germanische Sprach- und Volksinseln bestehen. Mit dem Einbruch der Awaren beginnt das Ringen um den deut-

⁶ Knochenhauer, Bruno: Die Wanderungen der deutschen Bergleute. Zeitschrift für das Berg-, Hütten- und Salinenwesen im Preussischen Staate (1926) Bd. 78.



Lichtbild: Hallenleben.

Aus der Ausstellung „Der deutsche Berg- und Hüttenmann“. Siegen 1938.

Die Silber- und Goldbergwerke der alten deutschen Bergstadt Schemnitz in der Slowakei um die Mitte des 18. Jahrhunderts.

Aus der Mappe „Metallographica celebris Fodinae Semnitzensis.“

schen Lebensraum im Osten. „Die ganze nachfolgende Zeit bis zur Gegenwart ist ein Kampf entweder um die Wiedergewinnung des verlorenen Gebietes oder doch wenigstens um die Erhaltung des Deutschthums dort.“ In diesem Kampfe stand der deutsche Bergmann in der vordersten Reihe. Die Heere des Grafen von Friaul und Karls des Großen drängten die Avaren in den Jahren 791 bis 796 zurück; Pannonien blieb aber in ihrem Besitz. In den von den Avaren verlassenen, volksleeren Raum zwischen den erhalten gebliebenen germanischen Inselgebieten Böhmens und Mährens schoben sich allmählich nachrückende slawische Stämme zu einem zunächst mehr oder weniger friedlichen Nebeneinanderleben mit der angetroffenen germanischen Urbevölkerung ein. Diese germanischen Sprachinseln wurden später die Brückenpfeiler, auf die sich die Wiedergewinnung verlorenen germanischen Bodens stützte.

Fränkische Bergleute nahmen wiederholt an den Heereszügen ihrer Könige gegen die eindringenden östlichen Völker teil und kamen auf diese Weise in die erzeichen Gegenden des deutschen Mittelgebirges,

des Harzes, in den Böhmer Wald und in die ferne Dismark, wobei sich ihnen Gelegenheit bot, nach edlen Erzen an Ort und Stelle zu schürfen. Die in der Heimat erworbenen Erfahrungen werden den fränkischen Bergmann befähigt haben, dieses Suchen nach Erzen mit Erfolg durchzuführen. Bei dieser Arbeit wird er sich auch der Wünschelrute bedient haben. Glaubte er,

die ungefähre Streichrichtung des zutage tretenden, jedoch mit Humus- und Erdschichten überdeckten, daher nicht sichtbaren Erzganges festgestellt zu haben, so legte er quer zur vermuteten Streichrichtung des Erzganges einen schmalen Schurfgraben an, der bis zum unverwitterten Gestein herabging. War seine Vermutung über das Vorhandensein eines Erzganges richtig, so mußte er beim Vortreiben des Schurfgrabens auf den Erzgang stoßen. Ein Holzschnitt in einem der ältesten gedruckten technischen Bücher über den Bergbau, und zwar in dem im Jahre 1556 in Basel gedruckten Werke des Joachimsthaler Arztes Georg Agricola „De re metallica“ zeigt einen Wünschelrutenführer sowie einen Bergmann, der einen Schurfgraben vorwärtstreibt.



Auffuchen von Erzgängen mit der Wünschelrute oder durch Schurfgräben.

Aus: Agricola „De re metallica“. Basel 1556.



Miniatur bergmännischer Darstellung um 1500.
(Museum des Siegerlandes, Siegen.)

Wenn von „fränkischen“ Bergleuten gesprochen wurde, so waren damit nicht allein die aus dem eigentlichen Frankenslande stammenden Bergleute gemeint, sondern die aus dem

gesamten deutsch-fränkischen Reiche Karls des Großen und später Ludwigs des Deutschen. Man kann mit gleichem Rechte auch von den „deutschen“ Bergleuten sprechen.

Zunächst machten die fränkischen Bergleute den Anfang mit der Besiedelung des Harzes, von wo sie später nach dem Erzgebirge zogen. Im 12. Jahrhundert beteiligten sich am Wanderzuge Bergleute aus nahezu allen Gegenden Deutschlands, in denen Bergbau betrieben wurde. So zogen die Bergleute des Erzgebirges nach Böhmen, Ungarn und Siebenbürgen, die aus dem Harz unter anderem nach Tirol und Italien und die aus den rheinischen Gegenden nach Siebenbürgen und der Steiermark. Sieht man vom Inlande als Ziel der Wanderungen ab, so stellt sich uns das Bild der Wanderungen unserer Bergleute im großen und ganzen als ein Zug nach dem Osten dar.

Im 11. und 12. Jahrhundert erlebte der deutsche Bergbau nach der Auffindung der Erzlagerstätten im Oberharz und in Freiberg den ersten bedeutamen Aufschwung. Allenthalben wurden neue Gruben auf Silber, Kupfer, Blei und Eisen eröffnet. Die Aussichten auf guten Gewinn und das Ansehen, das der freie Bergmann genoß, zogen so viele Bergbaulustige heran, daß bereits im 10. Jahrhundert gesetzliche Verbote zum Verlassen der Feldarbeit ergehen mußten. Der heimatische Bergbau konnte aber den Zustrom nicht fassen. Die Kunde von den reichen Erzvorkommen in fremden Ländern fand daher in Deutschland günstigen Boden, und der junge bergmännische Nachwuchs folgte gern den lockenden Rufem der böhmischen und ungarischen Könige und vieler anderer Herrscher. In Böhmen, Mähren, Ungarn, Siebenbürgen, Tirol und im fernen Toskana entstanden Siedlungen und Städte freier deutscher Bergleute, die ihre deutsche Kultur mitbrachten, sie hegten und pflegten und auch am althergebrachten Brauch in Sitte, Kleidung, Sprache und Rechtsprechung festhielten.

Die in die Fremde gewanderten Bergleute der Frühzeit konnten für sich allein in fühlbarem oder ausschlaggebendem Ausmaß nicht auf die deutschen Geschicke einwirken. Sie waren aber die treibende und erhaltende Kraft sowie Mittelpunkt deutscher Kultur und des Deutschtums schlechthin in jenen vorgeschobenen Gebieten, die dem Deutschtum durch das Vordringen östlicher Völker verlorengegangen waren.

Noch vor dem Einfall der Mongolen im 13. Jahrhundert waren die deutschen Bergleute nach Böhmen und in die Gegenden der Tatra und der Karpathen vorgedrungen. Schon der ungarische Großherr Geisa († 997) erkannte den Wert der deutschen Ansiedler und rief sie herbei, um sein von den Avarn verwüstetes Land zu besiedeln. Sicher waren unter diesen ersten Einwanderern auch Bergleute, denn der noch aus der Römerzeit stammende Goldbergbau Siebenbürgens wurde bereits im 12. Jahrhundert von deutschen Bergleuten, vermutlich sächsischen, wiederaufgenommen und mit Erfolg betrieben. Überall waren sie willkommenen Gäste, denn sie allein waren befähigt, den steigenden Bedarf der Völker an Metallen zu befriedigen, der sich allenthalben spürbar machte.

Von besonderer Bedeutung für die Wiedergewinnung verlorengegangenen deutschen Bodens war der Zug der deutschen, vorwiegend sächsischen Bergleute nach den er reichen Gegenden Böhmens. Der Silber- und Bleibergbau der im Jahre 1131 gegründeten Stadt Mies soll von deutschen Bergleuten bereits 1126 betrieben worden sein, während der Beginn des von Freiburger Bergleuten gegründeten Goldbergbaus von Jglau in die Zeit um das Jahr 1227 fällt. Ihm folgt 1239 der Silberbergbau von Kuttenberg, dann in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts der Erz- bzw. Goldbergbau von Mährisch-Altschadt und Freudenthal. Die Entstehung des Erzbergbaus von Policka dürfte in die gleiche Zeit zu verlegen sein, während der von Wodnan etwas jünger zu sein scheint.



Todtnau
Bad. Schwarzw. 1341



St. Andreasberg
Harz 1588



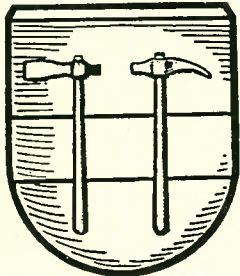
Clausthal
Harz 1556



Annaberg
Sächs. Erzgeb. 1501



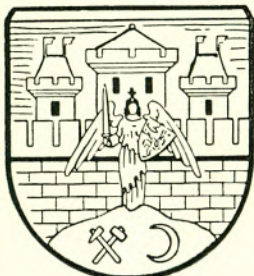
Lengfeld
Sächs. Erzgeb. 1645



Eisenerz
Steierm. 1453



Kuttenberg
Protektorat 1437



Böhm. Budweis
Protektorat 1547

Zu Beginn des 16. Jahrhunderts brachten die reichen Silberfunde am Südhang der Erzgebirges die Grenzbevölkerung in fieberhafte Aufregung, und ein Strom wandernder sächsischer Bergleute ergoß sich in das angrenzende Böhmer Land. Allenthalben blühte der Bergbau auf Silber, Blei und Zinn auf. In dieser Zeit entstand St. Joachimsthal, das 1520 zur Freien Bergstadt erhoben wurde; in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts begründeten deutsche Bergleute den Silberbergbau von Budweis, das im Jahre 1547 zur Freien Bergstadt erklärt wurde.

In dem ehemals ungarischen, jetzt slowakischen Erzgebirge am Fuße der Tatra eröffneten deutsche Bergleute im 12. Jahrhundert einen lebhaften Bergbau auf edle Erze und gründeten in der Zips eine Reihe von Siedlungen, von denen Dobschau, Rosenau und Kaschau zu den am weitesten nach Osten hin vorgeschobenen Stützpunkten des Deutschtums gehören⁹.

Doch nicht nach Osten allein ging der Zug der Bergleute. So finden wir im Jahre 1115 Harzer Bergleute in Loskana und im gleichen Jahrhundert Freiburger Bergleute in Trient, wo ihnen im Jahre 1185 ihre Rechte und Freiheiten in einem Verträge zugesichert wurden.

Der Einbruch der Mongolen in der Mitte des 13. Jahrhunderts unterbrach den Zustrom der Ansiedler und Bergleute. Nach der Schlacht bei Wahlstatt in Schlesien am 9. April 1241, welche die Mongolenflut zum Stehen brachte, setzte jedoch der Zustrom in erneutem, und zwar verstärktem Maße wieder ein und hielt das ganze 13. Jahrhundert hindurch unvermindert an. Die Könige und Großherren Ungarns waren bestrebt, ihre von den Mongolen verwüsteten und entvölkerten Länder wieder hochzubringen und die Bodenschätze ihrer Länder zu heben. Besonders stark war der Zustrom nach Ungarn in der zweiten Hälfte des 13. Jahr-

Anmerkung der Schriftleitung: Die Wappenbilder sind mit freundlicher Genehmigung des Verlages Glückauf, Essen, dem kürzlich als ersten Band der Schriftenreihe „Zur Kulturgeschichte des Bergbaues“ erschienenen Werk Dr. A. Kaestners „Der Bergbau in den Wappen deutscher Städte“ entnommen. Bergleute und Freunde der Geschichte des deutschen Bergbaus seien auf das Büchlein, dessen besonderer Reiz in der farbigen Wiedergabe der Wappen von rund 116 „Bergstädten“ liegt, empfehlend hingewiesen. (Preisgeb. 6,60 RM.)



Johanngeorgenstadt
Schles. Erzgeb. 1656



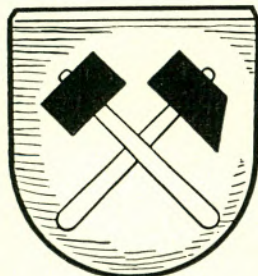
Rupferberg
Schles. Erzgeb. 15. Jahrh.



St. Joachimsthal
Sudetenl. 1520



Rosenau
Slowakei 13. Jahrh.



Dobschau
Slowakei 13. Jahrh.



Mähr. Altstadt
Sudetenl. 13. Jahrh.



Freudenthal
Sudetenl. 13. Jahrh.



Neudeck
Sudetenl. 16. Jahrh.

hundert unter den Königen Bela IV. und Stephan; dieser stellte im Jahre 1271 den zahlreichen eingewanderten „sächsischen Gästen der Zips“ einen großen Freibrief aus. Bei der Neubesiedelung der verwüsteten Länder bevorzugten die eingewanderten deutschen Bauern die fruchtbaren Ebenen, während die Bergleute nach den erzeichen Gegenden der Tatra und der Karpathen weiterzogen. In den in einsamen Tälern des waldreichen Gebirges gelegenen, schwer zugänglichen Ansiedlungen konnten die Bergleute ihr deutsches Wesen, ihre Sprache, Art und Sitte reiner und unangefochtener erhalten, als es den Siedlern in der Ebene möglich war.

Im ehemals ungarischen, jetzt zur Slowakei gehörigen Erzgebirge südlich der Tatra entstanden bereits im 11., vor allem aber im 13. Jahrhundert zahlreiche Niederlassungen eingewanderter deutscher Bergleute. Die zum Teil magyarisierten oder slawisierten Ortsnamen hatten ursprünglich rein deutschen Klang, wie Rosenberg, Deutschendorf, Liptau und viele andere mehr. Noch heute ist die Gegend der Zips und südlich der Hohen Tatra rein deutsch.

Den rasch aufblühenden Siedlungen wurden besondere Vorrechte durch Verleihung des deutschen Stadtrechtes gewährt, im besonderen wurden sie sehr häufig zu Freien Bergstädten erhoben. Damit erhielten sie die größten Freiheiten, die im Mittelalter die Zentralgewalt eines Staates den Bergstädten im Rahmen des ritterlich-feudalen Aufbaues des damaligen sozialen und wirtschaftlichen Lebens zu vergeben hatte. Die Machthaber sicherten damit den Bergleuten eine ungehemmte Entwicklung und erwarben sich gleichzeitig in den Bürgern dieser Freien Bergstädte ihre getreuesten Anhänger.

Die deutschen bergmännischen Unternehmungen in Tirol gaben Anlaß zur ältesten bekannt gewordenen Aufzeichnung deutschen Bergrechtes, und zwar in einem Vertrage, den Bischof Albert von Trient am 24. Mai 1185 mit den deutschen Gewerken abgeschlossen hat. Dieser Vertrag gewährte den Gewerken das Recht des freien Bergbaus auf dem dreispitzigen Salesberg, dem der Ort Trient seinen Namen verdankt, und die darin aufgezeichneten Rechtsgewohnheiten zeigen eine auffallende Übereinstimmung mit dem Freiburger Bergrecht, das aber erst später niedergeschrieben worden ist.

„Wenn auch das Tridentiner Bergrecht die älteste bekannte Aufzeichnung deutschen Bergrechtes ist“, führt Knochenbauer aus, „so darf doch nicht vergessen werden, daß das Alter der Aufzeichnung eines Rechtes nicht gleichbedeutend mit dem Alter des Rechtes selbst ist.“ Die Fortpflanzung der Rechtsgewohnheiten wird zunächst durch mündliche Überlieferung erfolgt sein, vielfach in der Form von Rechtsprüchswörtern und der Sprüche der Bergschöffen. Ein Bedürfnis nach schriftlicher Feststellung ist erst dann eingetreten, als Berührung und Mischung mit fremden Elementen stattfanden. Das erklärt auch, warum die ältesten und bestimmten Aufzeichnungen deutscher Bergrechtsgewohnheiten da stattgefunden haben, wo die deutschen Bergleute es mit einer Bevölkerung von fremder Art und Sitte zu tun hatten, wie in Trient, in Jglau und Schemnitz.

Die Aufzeichnung des aus den Ruffenberger Rechtsgewohnheiten hervorgegangenen Jglauer Bergrechtes erfolgte im Jahre 1249. Die Jglauer Bergordnung ist die erste, die nicht nur auf ein bestimmtes Bergwerk abgestellt war, sondern allgemeine Gültigkeit hatte, und daher die erste „Magna Charta“ der Berggesetzgebung überhaupt. Der Jglauer Schöffenstuhl hatte sich eine derartige Bedeutung zu erringen gewußt, daß seine Sprüche überall anerkannt wurden.

Das im Jahre 1244 der deutschen Bergstadt Schemnitz im ungarischen Erzgebirge verliehene Bergrecht ist eine nahezu wörtliche Übersetzung des zwar später niedergeschriebenen, aber älteren Jglauer Rechtes. Ungefähr gleichen Alters ist das Kremnitzer Bergrecht. Die den Bergleuten in

der Heimat wie in der Fremde verliehenen Bergrechte zeigen untereinander auffallende Übereinstimmungen, vor allem in dem Grundsatz der Bergbaufreiheit, nach dem die Bergleute mit Genehmigung der jeweiligen Staatsgewalt auf Erze schürfen, diese gewinnen und verbütten durften, ohne daß der Grundeigentümer hiergegen Einspruch erheben konnte. Dieser Grundsatz ist ebenso im Harzer und Freiburger Bergrechtsrecht wie in allen aus diesen hervorgegangenen Bergrechten von Trient, Jglau, Ruffenberg, Schemnitz, St. Joachimsthal und anderen mehr enthalten. Auch das den deutschen Bergleuten in Massa Maritima in Toskana verliehene Bergrecht vom Jahre 1270 stimmt in diesem Punkte mit dem deutschen Bergrechtsrecht überein. Große Ähnlichkeit besteht nicht nur in allen grundsätzlichen, sondern auch in der Mehrzahl der nebensächlichen Fragen.

Zu den wichtigsten Rechten und Freiheiten gehörte unter anderem das Recht der Freizügigkeit, der Befreiung von allen Diensten, Fronen und Schatzungen mit Ausnahme der Heresfolge und der Reichssteuer, der freien Benutzung der Wälder, Wiesen und Gewässer, ebenso das Recht der freien Zufuhr von Lebensmitteln und anderen Bedürfnissen. Zollbegünstigungen verschiedener Art erleichterten die Verfrachtung der Erzeugnisse. Den Bergleuten waren auch der Schutz ihrer Person und der Bergwerke sowie die ungehinderte Ausübung ihres Berufes zugesichert. So wurde dem freien Bergmann das Recht des Waffentragens eingeräumt. Angriffe auf den zur Schicht gehenden Bergmann standen unter besonders hoher Strafe. Zur Erhaltung friedlicher Zustände in der Nähe von Berg- und Hüttenwerken wurden Strafordnungen erlassen und jedem verboten, bewaffnet das Gebiet eines Bergwerkes zu betreten oder über dieses zu reiten.

Die Erhebung einer Siedlung zu einer Freien Bergstadt war, wie erwähnt, mit der Verleihung eines Bergrechtes nebst allen zu diesem gehörigen Rechten und Freiheiten sowie mit der Verleihung eines Stadtwappens verbunden. Von besonderer Bedeutung war, daß in den Genuss der Vorrechte einer Freien Bergstadt nicht allein die Gewerken, sondern auch die Bergbaulustigen im allgemeinen und die Bürger kamen. Kein Wunder, daß die Freien Bergstädte einen ständigen, starken Zuzug hatten.

Durch die Bergordnungen wurde das deutsche Recht auch in der Fremde heimisch und bildete fortan jahrhundertlang das stärkste Bindeglied zwischen den Ansiedlungen und dem Mutterlande. Aus diesen geistigen Beziehungen, nicht allein hinsichtlich der Rechtsprechung, sondern auch in anderen lebenswichtigen Fragen, schöpften die deutschen Bergstädte in der Fremde immer neuen Lebenswillen und erhielten sich ihre Stofkraft. Die Wiedergewinnung germanischen Bodens machte trotz der steigenden Anfeindungen durch slawische und andere Völker immer weitere Fortschritte. Erst mit der Lockerung der geistigen Beziehungen zu dem Mutterlande durch die politischen Verhältnisse bei gleichzeitigem Schwinden des Interesses der deutschen Kaiser aus dem Hause Habsburg an ihren deutschen Bergstädten in Böhmen, Ungarn und Siebenbürgen ging manches Stück bereits wiedererwonnenen deutschen Bodens von neuem verloren.

Verstärkt wurde diese Erscheinung durch die politische und wirtschaftliche Ohnmacht des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation im 17. und 18. Jahrhundert, das infolge seiner Zersplitterung nur ein Schattendasein führte und dadurch den deutschen Minderheiten in der Fremde keinen Rückhalt zu geben vermochte. Erst durch die Erstarkung des Großdeutschen Reiches sind diese Vorkämpfer des Deutschtums im Auslande von neuem zu wichtigen Stützpunkten geworden, die in Zukunft nicht mehr auf verlorenem, sondern bedeutsamem Posten stehen.

An dieser großen Aufgabe hat nicht zuletzt der wandernde deutsche Bergmann einleitend und vorbereitend mitgearbeitet.



Sichtbild: Hannes Schmidt.

Krieger und Arbeiter.

Bronzeplastik von Ivo Becker

für die Fassade des neuen Verwaltungsgebäudes der Vereinigte Stahlwerke AG. in Düsseldorf.

Die Vereinigten Stahlwerke im ersten Kriegsjahr.

Aus dem Bericht des Vorstandes über das Geschäftsjahr vom 1. Oktober 1939 bis 30. September 1940.

Der Kampf um die endgültige Sicherung der Lebensrechte des deutschen Volkes bestimmte die Aufgaben, deren Erfüllung im vergangenen Geschäftsjahr Inhalt und Ziel unserer Arbeit gewesen ist.

Wenn wir den an uns gestellten umfangreichen und mannigfachen Anforderungen in weitgehendem Ausmaß gerecht zu werden vermochten, so ist dies neben der Pflichttreue und Ein-

satzbereitschaft unserer gesamten Gefolgschaft den Grundlagen zu danken, die der Vierjahresplan in Zusammenarbeit von Staat und Wirtschaft geschaffen hat. Daneben trugen die hohe, allen Beanspruchungen gewachsene technische Leistungsfähigkeit unserer Betriebsanlagen sowie die umfassende Nutzbarmachung unserer langjährigen technisch-wissenschaftlichen Forschungsarbeit wesentlich zu den erzielten Erfolgen bei.



Archives

„In der Gewinnung heimischer Eisenerze konnte eine recht erhebliche Steigerung erreicht werden.“

Übertageabbau auf einer süddeutschen Eisenerzgrube.

Lichtbild: Hallensleben / Bereinigte Stahlwerke AG.

In der Gewinnung heimischer Eisenerze konnte gegenüber dem vorletzten Geschäftsjahr eine recht erhebliche Steigerung erreicht werden, an der besonders die mittel- und süddeutschen Grubenbetriebe beteiligt waren. Die Vorarbeiten für neue Erschließungen wurden tatkräftig fortgesetzt.

Die Steinkohlenförderung behauptete sich trotz beträchtlicher Schwierigkeiten nahezu auf der Höhe des Vorjahres. In der Kokszerzeugung wurde ein neuer Höchststand erzielt. Auch die Herstellung der Kohlenwertstoffe wies eine Zunahme auf. Der Inlandabsatz in Kohle diente in erster Linie der bevorzugten Versorgung kriegswichtiger Verbraucher. Das Ausfuhrgeschäft erstreckte sich in der Hauptsache auf die Versorgung der Deutschland wirtschaftspolitisch nahestehenden Staaten.

Der Umsatz unserer Hüttenwerke, Gießereien, Walz- und Presswerke sowie sonstiger Verfeinerungsbetriebe entsprach

annähernd dem des Vorjahres. Der Inlandabsatz diente vornehmlich der Befriedigung des wehr- und kriegswirtschaftlichen Bedarfs. Die Werke waren unter Anspannung aller Kräfte bemüht, den in qualitativer Hinsicht vielfach auf das höchste gesteigerten Ansprüchen der Abnehmerschaft ebenso wie der besonderen Dringlichkeit der meisten Aufträge gerecht zu werden. Für den zu Beginn des Krieges zusammengeschrumpften Auslandsversand konnte im Laufe des Geschäftsjahrs allmählich wieder in beträchtlicherem Umfang Material zur Verfügung gestellt werden. Dadurch wurde unsere unter Führung der Stahlunion-Export G. m. b. H. stehende Ausfuhrorganisation in die Lage versetzt, eine Belieferung ihrer ausländischen Kunden im Rahmen der gegebenen Möglichkeiten sicherzustellen.

Die zur Erfüllung der Kriegsaufgaben bis aufs äußerste gesteigerte Ausnutzung und Beanspruchung unserer Betriebs-

„Für den Auslandsver-
sand konnte im Laufe
des Geschäftsjahres
wieder in beträcht-
lichem Umfange Mate-
rial zur Verfügung
gestellt werden.“

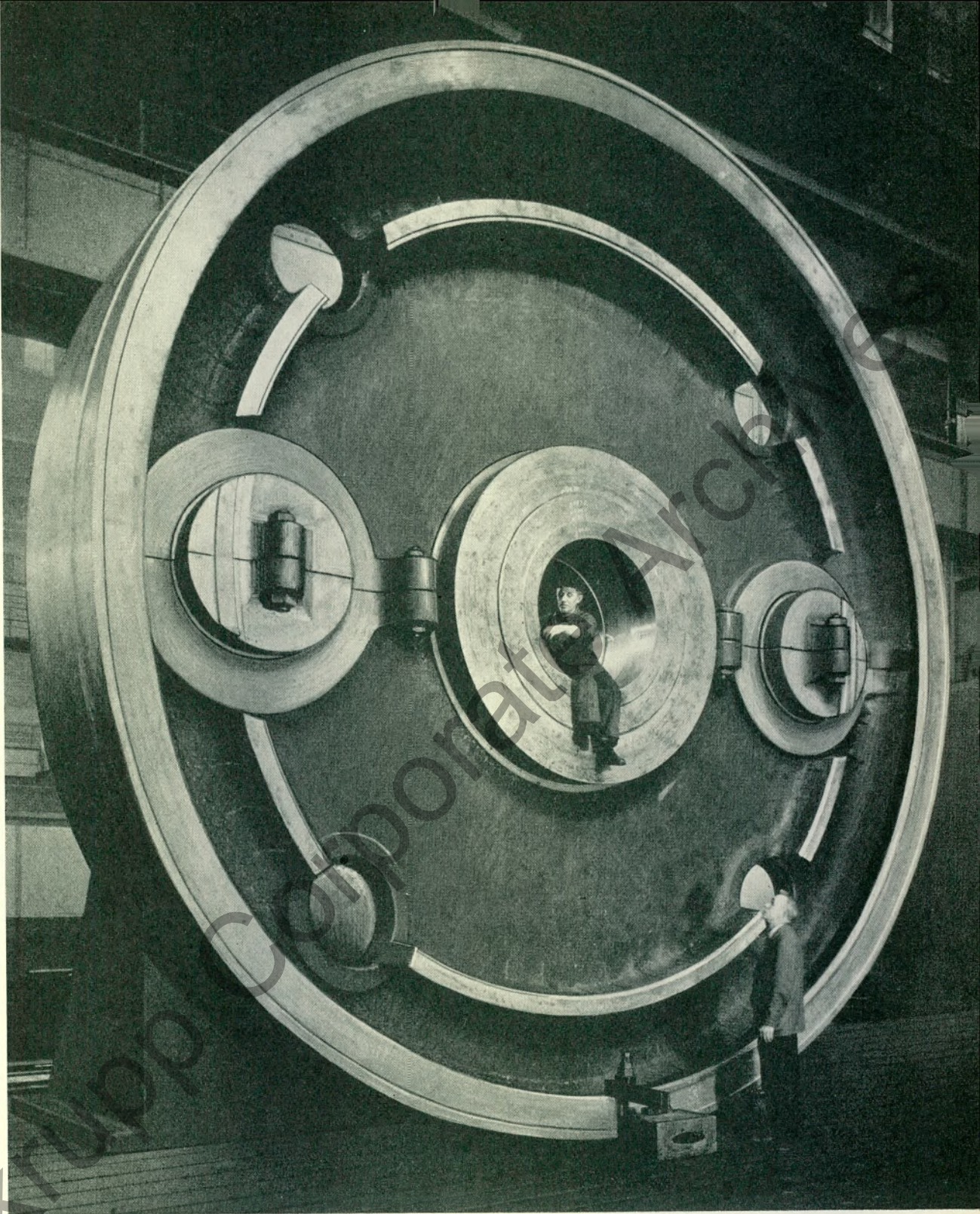
Etahlguß-Polrad im Gewicht
von 103 000 Kilogramm für ein
Wasserkraftwerk im Ausland.

Lichtbild: Faust, Bochumer Verein/
Bereinigte Stahlwerke AG.

Daß die Größenabmessungen
des Werkstückes überdurchschnitt-
liche sind, sieht man auf den ersten
Blick. Um jedoch zu erkennen,
daß es sich hierbei um ein wesent-
liches Teilstück zu einer Spitzen-
leistung der deutschen Industrie
handelt, bedarf es einiger erläu-
ternden Sätze:

Im Ausland entstehen zur
Zeit Wasserkraftwerke, deren von
der deutschen Industrie gelieferte
Maschinen zum Teil die Lei-
stungsfähigkeit der bisher größten
amerikanischen Turbodynamos,
zum Beispiel des Boulder-Kraft-
werks (vgl. „Das Werk“ 1938,
Nr. 10) noch übertreffen. So
erhält z. B. eines dieser Kraft-
werke sieben Stromerzeuger von
je 100 000 Kilowatt (Boul-
der-Kraftwerk 40 000 bzw. 82 000
Kilowatt).

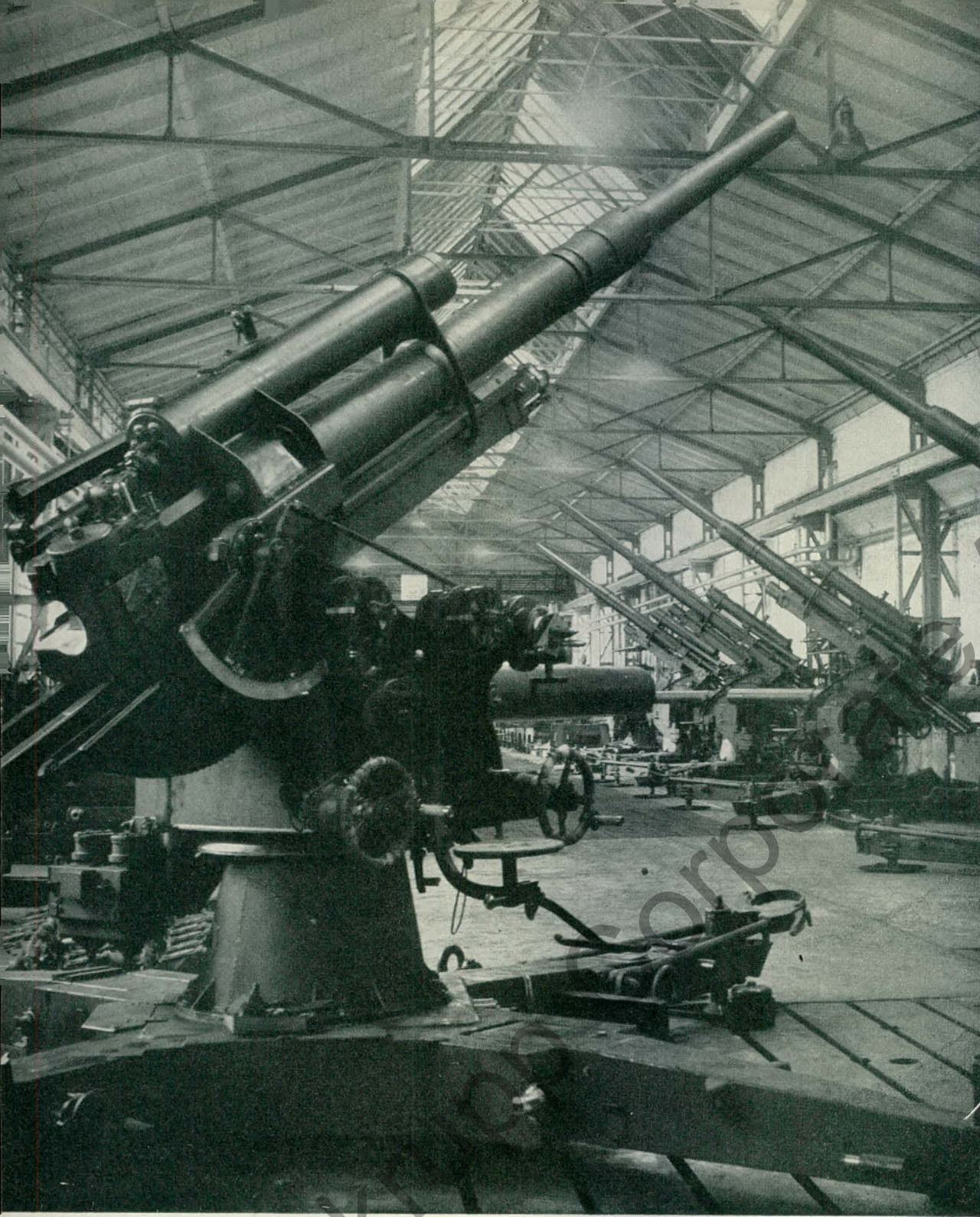
Der Bochumer Verein lieferte
für diese von den Siemens-
Schuckert-Werken hergestellten
Generatoren sieben Polräder aus
Etahlguß mit einem Durchmesser
von über sieben Meter und einem
Gewicht von je 103 000 Kilo-
gramm. Diese Räder machen als
bewegliche Teile der Maschinen
im Betrieb 160 Umdrehungen
in der Minute. Ein Punkt an
der Außenkante eines solchen Ra-
des bewegt sich also, was un-
schwer nachzurechnen ist, mit
einer Geschwindigkeit von rund
440 Stundenkilometer! Die
Größe und Wucht der dabei
entstehenden Fliehkräfte und die
damit an die Zuverlässigkeit des
Werkstückes gestellten Anfor-
derungen sich vorzustellen oder gar
zu errechnen, sei dem Leser über-
lassen.



anlagen bewirkte einen wesentlich erhöhten Instandhaltungs-
und Erneuerungsbedarf, der sich infolge der angespannten
Produktionslage nur in geringem Umfang befriedigen ließ.
Der größte Teil dieser Arbeiten mußte einstweilen trotz seiner
Dringlichkeit verschoben werden. Ebenso konnte im Bergbau
sowohl als auch auf der Eisenseite der im Interesse der Weiter-
entwicklung der technischen Leistungsfähigkeit gebotene Aus-
bau unserer Werke und Betriebe nur zu einem Teil — und auch
das nur unter Überwindung größter Schwierigkeiten — durch-
geführt werden. Dabei haben uns nicht nur die Kriegser-
fordernisse selbst, sondern oft in noch stärkerem Maße die durch
sie eingeleitete oder vorwärtsgetriebene technische Entwicklung
vor ganz neue Aufgaben gestellt, deren Lösung in baldiger Zu-
kunft große Aufwendungen erfordert. Auf der anderen Seite
müssen wir uns darauf einstellen, daß auch nach Beendigung
des Krieges die Nachfrage nach den Erzeugnissen des Kohlen-

bergbaus und der Eisenindustrie nicht zurückgehen, sondern im
Gegenteil eine besonders große sein wird.

Die völlige Einspannung unserer Produktion in die Kriegs-
erfordernisse stellte auch die von unserer Kohle- und Eisen-
forschungsgesellschaft geführte Forschungs- und Entwicklungs-
arbeit auf allen Gebieten, von der Rohstoffgewinnung bis zur
höchsten Weiterverarbeitung, immer wieder vor neue Auf-
gaben. Es gelang, eine Reihe gegenwärtig besonders bedeut-
samer Ergebnisse zu erzielen und die Behandlung wichtiger
Zukunftsaufgaben vorwärtszutreiben. Im einzelnen galten
die Arbeiten der gesteigerten Ausbeute und Veredelung der
Kohlenwertstoffe, sodann den zahlreichen mit der Verhüttung
eisenarmer deutscher Erze zusammenhängenden Problemen.
Andere Aufgaben boten sich auf dem Gebiet der Gewinnung
von Legierungsmetallen für Stahl aus geringwertigeren Aus-
gangsstoffen, der Weiterentwicklung des tiefziehfähigen



Archives

„Die Erfüllung der uns gestellten Kriegsaufgaben erforderte von unserer Gefolgschaft restlosen Einsatz und höchste Leistung.“

Lichtbild: Archiv Vereinigte Stahlwerke.

Thomasstahls und der Verbesserung der warmfesten Stähle und Sonderstähle für die chemische Industrie. Ein neues Verfahren beim Gießen von Stahlblöcken ermöglicht die Erzeugung von Güssen aus hochwertigen Stählen mit besonderer Reinheit. Die schon seit langer Zeit laufenden Forschungen auf dem schwierigen Gebiet der hochwertigen Baustähle für den Brücken-, Hoch- und Schiffbau konnten zu einem erfolgreichen Abschluß gebracht werden.

Die Erfüllung der uns gestellten Kriegsaufgaben erforderte von unserer Gefolgschaft restlosen Einsatz und höchste Leistung. Trotz mancher Erschwerungen haben sie alle, Arbeiter wie Angestellte, an ihren Arbeitsplätzen in Hütten und Zechen in selbstverständlicher Pflichterfüllung ihr Bestes hergegeben, ebenso wie ihre im Felde stehenden Kameraden. Manche opferten — draußen vor dem Feind oder daheim an der Stätte ihrer Arbeit — ihr Leben für Deutschland. Stolz und dankbar

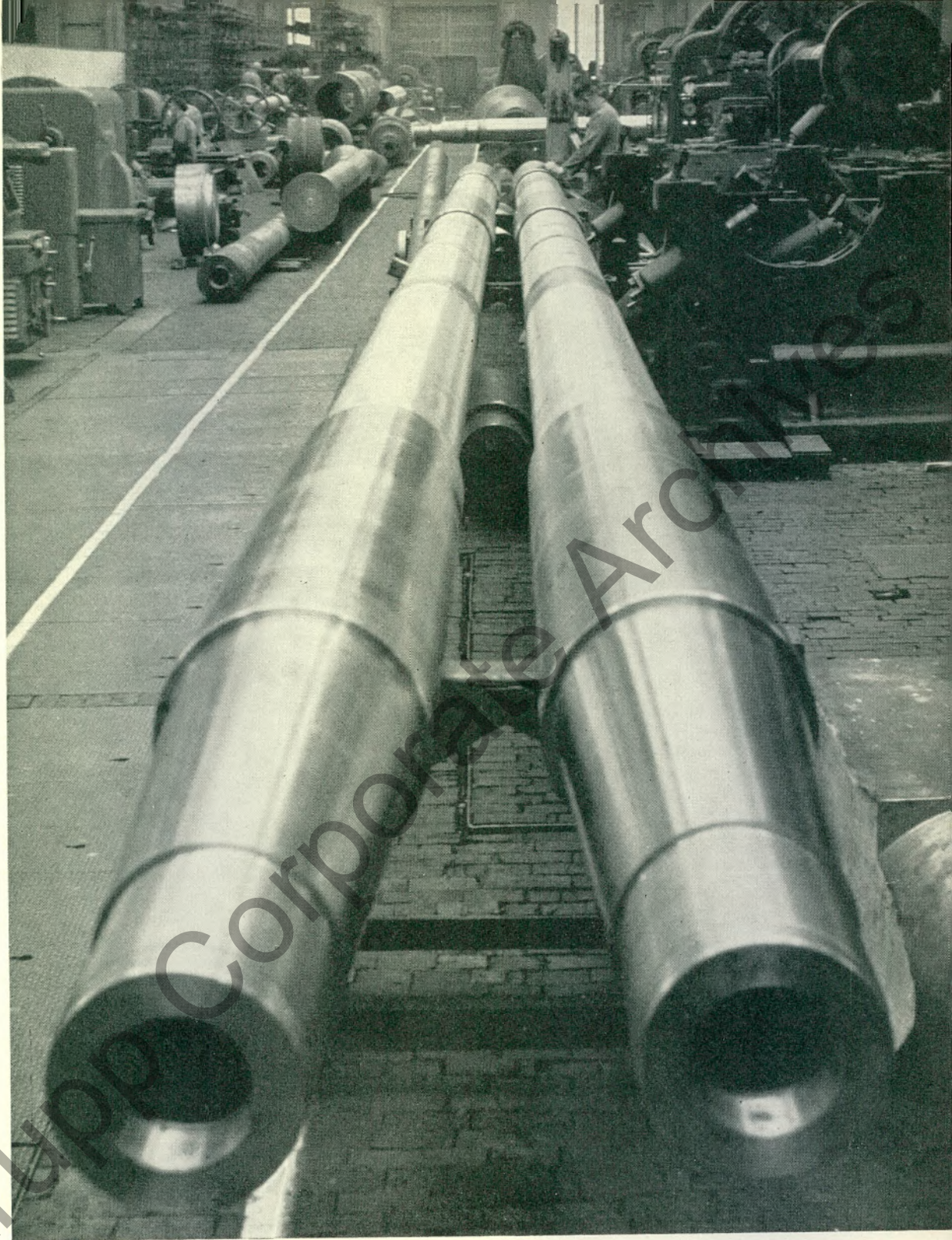
werden wir ihrer stets gedenken. Die Verleihung einer großen Anzahl von Kriegsverdienstkreuzen an Arbeiter wie Angestellte unserer Betriebe gilt uns als Zeichen der Anerkennung der gesamten Arbeit unserer großen Betriebsgemeinschaft.

Im großen und ganzen gelang es, die mannigfachen Arbeitseinsatzschwierigkeiten in befriedigender Weise zu überwinden. Soweit nicht immer hinreichend vorgebildete Kräfte zur Verfügung standen, konnten sich die Betriebe vielfach durch organisatorische Umstellungen, vor allem aber durch geeignete Ausbildungs- und Umschulungsmaßnahmen helfen. Eine Erhöhung der Zahl der Beschäftigten war nur in geringem Umfang möglich. Für die Zukunft ist die Sicherung eines ausreichenden, gut ausgebildeten Nachwuchses gerade für den Bergbau und die Eisenindustrie von entscheidender Bedeutung. Die Entwicklung der letzten Jahre auf diesem Gebiet gibt uns manchen Anlaß zu ernster Sorge.

„Der Inlandabsatz diente vornehmlich der Befriedigung des wehr- und Kriegswirtschaftlichen Bedarfs.“

Schiffsschraubenvellen.

Bild: Bochumer Verein / Vereinigte Stahlwerke AG.



Unsere Betriebsgesellschaften waren, unterstützt von den dazu berufenen amtlichen Stellen sowie in Zusammenarbeit mit der Organisation der gewerblichen Wirtschaft und der Deutschen Arbeitsfront, in jeder Weise bemüht, durch weit vorausschauende Maßnahmen diesen Nachwuchsschwierigkeiten zu begegnen. Überall werden die vielfach schon seit Jahren, ja zum Teil seit Jahrzehnten vorhandenen Lehrwerkstätten und Schulungseinrichtungen aller Art unter besonders ausgebildeten, verantwortlichen Ausbildungsleitern weiter ausgebaut, und auch sonst wird die Ausbildung der jungen Arbeitskräfte wie die Fortbildung der älteren in jeder Weise gefördert. Die unmittelbare enge Verbindung mit dem tagtäglichen Arbeitsgeschehen, den Sorgen und Nöten wie den Freuden und Erfolgen des Betriebes sichert diesem unserem Berufserziehungswerk auf die Dauer den Erfolg. Seine tatkräftige Förderung bildet daher zusammen mit den zahlreichen

auf Pflege der Werksverbundenheit gerichteten Maßnahmen eine der wichtigsten Aufgaben einer wirklichen Betriebsführung.

Es gelang vor allem auch, mit den zum Wehrdienst einberufenen Arbeitskameraden in enger Fühlung zu bleiben und bei ihnen das Gefühl lebendiger Werksverbundenheit aufrechtzuerhalten. Feldpostsendungen aller Art, Werkszeitungen und besondere Feldzeitungen vieler Betriebe und Abteilungen schaffen ein enges Band von der heimatlichen Arbeitsstätte zur Front; regelmäßige Werksbeihilfen als Zuschuß zu dem vom Reich gezahlten Familienunterhalt nehmen dem Einberufenen die finanzielle Sorge um die Seinen daheim.

In Anerkennung ihrer vielfach unter besonders erschwerten Verhältnissen erfolgreich geleisteten Arbeit ließen wir und unsere Betriebsgesellschaften zu Weihnachten unserer Gesellschaft wiederum eine besondere Vergütung zukommen.



Sichtbild: Hallensleben / Vereinigte Stahlwerke AG.

Im Jahre 1940 fertiggestellte Bergarbeitersiedlung einer niedersächsischen Eisenerzgrube.

Der dafür aufgewandte Betrag von 9,5 Millionen RM. ist in den „Freiwilligen sozialen Leistungen“ enthalten.

Auch auf dem Gebiet der Gesundheitspflege wie dem der Unfallbekämpfung wurde die betriebliche Sozialarbeit trotz der sich aus den Verhältnissen ergebenden Schwierigkeiten tatkräftig weitergeführt. In verschiedenen Betrieben wurden haupt- oder nebenamtlich tätige Betriebsärzte eingestellt, da gerade die gegenwärtigen, kriegsbedingten Betriebsverhältnisse vielfach ärztliche Beratung der Betriebe wie der Gefolgschaften erforderlich machten. Von den zahlreichen der Gesundheitspflege dienenden Einrichtungen auf unseren Zechen und Werken, wie Heilbädern, Gymnastiksälen, Bestrahlungseinrichtungen usw., wurde in zunehmendem Umfang Gebrauch gemacht; manche derartige Einrichtung wurde neu geschaffen. Ähnliches gilt von den sonstigen Sozialeinrichtungen der Werke, den Kindergärten und -horten, den Kinder- und Erholungsheimen, den Haushaltsschulen, den Werkstätten und Gemeinschaftsräumen usw. Sie alle bewährten sich gerade in den Kriegsverhältnissen und erfreuten sich bei den Gefolgschaften und ihren Familien steter Beliebtheit.

Der Kampf gegen die Unfallgefahr wurde tatkräftig weitergeführt. Schon in der Lehrlingsausbildung bildete die Unfallverhütung ein wichtiges Teilgebiet des Unterrichts. Neben den weiter erheblich vervollkommenen Schutzmaßnahmen und

=vorrichtungen hat die unermülich durch Wort und Bild geleistete Erziehungsarbeit wesentlich zur Vermeidung von Unfällen beigetragen. Ihre Gesamtzahl nahm trotzdem leider zu, vor allem, da es infolge des Krieges notwendig war, vielfach nicht genügend oder gar nicht vorgebildete Leute auch an gefährdeten Arbeitsstellen einzusetzen.

Die Beteiligung unserer Gefolgschaften am Betriebssport war trotz eines leichten Rückganges der Gesamtzahl der aktiven Teilnehmer recht rege, bei einigen Sportarten nahm sie sogar einen weiteren Aufschwung. Das ist nicht zuletzt auf die fortlaufende Verbesserung und den steten Ausbau unserer zahlreichen Sportplätze, Schießstände, Turn- und Schwimmanlagen zurückzuführen.

Unsere ganz besondere betriebliche Fürsorge galt auch im Kriege der Sicherung guter, gesunder Wohnungsverhältnisse für unsere Gefolgschaftsmitglieder und ihre Familien. Freilich mußte die Neubautätigkeit unserer Wohnungsgesellschaften eine starke Einengung erfahren. Trotzdem konnten von den zu Beginn des Geschäftsjahrs in Angriff genommenen Bauvorhaben 1234 Wohnungen fertiggestellt werden.

Am Ende des Berichtsjahrs umfaßte der Besitz unserer vier Wohnungsgesellschaften und der Werke insgesamt 66 948 Wohnungen.



Das Bombardement von Kopenhagen vom 2. bis 5. September 1807.

Die Beschiesung der dänischen Hauptstadt durch die Engländer ist von den Zeitgenossen in ganz Europa als außerordentliches Ereignis angesehen und verurteilt und in unzähligen Gemälden und Kupferstichen festgehalten worden. — Eine sehr lebendige, anschauliche Beschreibung des Geschehens gibt der obige unsignierte handkolorierte Kupferstich, der in Augsburg angefertigt wurde. Er zeigt uns deutlich die Heftigkeit des Bombardements; im Hintergrund ist der Brand einiger bekannter Gebäude zu sehen, die als besonderer Schmuck Kopenhagens berühmt waren.

To copenhagen a Town . . .

Ein englisches Schlagwort und was dahinter steckt.

To copenhagen a town, eine Stadt kopenhagenisieren — dieser Begriff tauchte vor einiger Zeit in der englischen Presse auf; er sollte sinnbildlich die Beschiesung und völlige Zerstörung einer europäischen Großstadt ausdrücken und war als Drohung gegen Deutschland gebraucht. Zweifellos hat nur der geringste Teil der englischen Leserschaft diese Anspielung verstanden, und ebenso zweifellos werden diese Wenigen sie als äußerst ungeschickt empfunden haben. Mit dieser Formulierung erinnerte nämlich die englische Propaganda selbst an ein Ereignis, das sie bisher über ein Jahrhundert lang — fast erfolgreich! — totzuschweigen bemüht war: an die Beschiesung des neutralen Kopenhagen 1807 durch die Engländer!

Dieses berückichtigte „Bombardement“ der dänischen Hauptstadt wird auch von deutscher Seite sehr häufig zitiert, aber ebenso selten im Zusammenhang dargestellt. Es sei daher an dieser Stelle einmal unternommen, die sachlichen historischen Hintergründe des bösen Wortes: „to copenhagen . . .“ zu untersuchen. Die „Welt“-Schriftleitung ist dabei in der glücklichen Lage, diesen Bericht durch eine Anzahl außerhalb Dänemarks kaum bekannter zeitgenössischer Kupferstiche und Gemälde abrunden zu können, die die Zeitschrift der Nordischen Gesellschaft, „Der Norden“, wenige Monate vor Kriegsausbruch, im Juni 1939, veröffentlichte. Aus ihnen spricht noch heute das fassungslöse Entsetzen und die Empörung, die das Vorgehen der Engländer gegen eine neutrale Macht damals überall erregte. War es doch gleichzeitig das erste mal in der Geschichte, daß eine reichbevölkerte europäische

Stadt, deren Schönheit und kultureller Hochstand weltberühmt waren, tagelang rücksichtslos zusammengeschossen wurde!

Um die Bedeutung des englischen Vorgehens richtig beurteilen zu können, muß man sich vor Augen halten, daß Dänemark — in Personalunion mit Norwegen — damals als Seemacht in Europa mit an erster Stelle stand. Die Entscheidungen Dänemarks, das als Landbrücke zwischen Mittel- und Nordeuropa und als Scheidewand zwischen Ost- und Nordsee politisch, strategisch und wirtschaftlich eine wichtige Schlüsselstellung einnimmt, waren von großer Wichtigkeit. In der Auseinandersetzung mit England zur Napoleonischen Zeit zeigte sich aber zum erstenmal deutlich das Schicksal, das den Dänen seither bestimmt ist: ein tüchtiges und begabtes Volk zu sein, dessen geringe Zahl in einem tragischen Widerspruch zu der Größe seiner Aufgabe steht. 1807 verfehlte England dem seetüchtigen alten Dänemark, das seine geopolitische Lage geschickt zur Errichtung einer großen Macht ausgenutzt hatte, den Todesstoß.

Die verbrecherische Beschiesung Kopenhagens und die Fortführung der dänischen Flotte 1807 wird vielfach verwechselt mit der dänisch-englischen Seeschlacht auf der Reede von Kopenhagen im Jahre 1801. Man muß also diese beiden Ereignisse, wenn auch in beiden Fällen England der Angreifer war, voneinander trennen und gesondert betrachten.

1801 ging es England darum, die soeben erneuerte und erweiterte „bewaffnete Seeneutralität“ zwischen Dänemark-Norwegen, Preußen, Rußland und Schweden zu zerstören.



„Dieses Bild zeigt die Attacke auf die dänische Flotte und Forts von Kopenhagen am 2. April 1801.“

Den ersten Überfall auf Kopenhagen, der 1801 mitten im Frieden erfolgte, rechnen die Engländer unter die größten Ruhmestaten Nelsons. — Der obige Kupferstich wurde 1801 nach einem berühmten Gemälde von J. E. Sevres auf Veranlassung des englischen Königshauses angefertigt. Er trägt die Widmung: „Für Admiral Sir Hyde Parker, Commodore und Chef, Vize Admiral Lord Nelson und Rear Admiral Tho Greaves — dieses Bild zeigt die Attacke auf die dänische Flotte und Forts von Kopenhagen am 2. April 1801.“

Dieser Zusammenschluß richtete sich eindeutig gegen den englischen Anspruch auf völlige Beherrschung der Meere und gegen das angemessene Kontrollrecht über sämtliche Schiffe der Welt; er wurde von Napoleon nicht nur geduldet, sondern gefördert. Nur widerstrebend und unter russischem Druck war Dänemark diesem Bund beigetreten. In der fünf- und zwanzigbändigen offiziellen „Encyclopaedia Britannica“ kann man unter „Denmark“ folgende höchst vereinfachte Darstellung dieses Sachverhaltes lesen: „1801 . . . kam es, das ist wahr, zu einem Zusammenprall mit England, weil Dänemark gemeinsam mit Rußland und anderen neutralen Mächten versuchte, seine Handelschiffe durch bewaffnete Convoys zu schützen. Dies mißfiel England und so wurde Nelson mit einer Flotte ausgesandt, um die Allianz der nordischen Mächte zu brechen. . .“

England brachte sein „Mißfallen“ an dem dänischen Beitritt zur Allianz bereits einige Tage vor deren Unterzeichnung sehr drastisch dadurch zum Ausdruck, daß es die in englischen Häfen liegenden Schiffe beschlagnahmte und den Befehl zur Besetzung der dänisch-westindischen Inseln erteilte. Im März 1801 wurde dann eine englische Flotte in den Sund geschickt, die bezeichnenderweise unter der besten Führung stand, die England zur Verfügung hatte. Sir Hyde Parker hatte die offizielle Leitung, und Horatio Nelson, dessen Ruhm von Abußir noch frisch war, stand ihm zur Seite.

Am Gründonnerstag kam es nach tagelangem Geplänkel zu der berühmten Schlacht an der Reede von Kopenhagen. Begünstigt durch einen Wetterumschwung und durch den Umstand, daß die Verbündeten Dänemark nicht zu Hilfe kommen konnten, erfocht die englische Flotte einen knappen, sehr verlustreichen und umstrittenen Sieg. Führer der Dänen war der deutschstämmige Olfert Fischer, der den Widerstand so geschickt und tapfer leitete, daß Nelson selbst diese Schlacht als die „blutigste und hartnäckigste“ ansah, die er bis dahin erlebt hatte. Auf Nelsons Monument in der Westminsterabtei, auf dem seine Siege verzeichnet sind, steht der Name Kopenhagen an erster Stelle.

Die Erinnerung an diese Schlacht, in der ehrlich gekämpft wurde, vermischte sich schon früh mit der sechs Jahre darauf erfolgenden zweiten Bombardierung Kopenhagens, die einen durch nichts zu rechtfertigenden Anschlag auf die Stadt und die dänische Flotte darstellt. England selbst — das soll nicht unerwähnt bleiben — hat sich gleich nach 1807 schuldbehaftet bemüht, diesen brutalen Schachzug mit dem Mantel des Vergessens zu umhüllen. In den englischen Geschichtsbüchern findet sich selten mehr als ein ganz kurzer Hinweis, und selbst der fehlt oft. Allerdings kommt es auch vor, daß ein englischer Historiker dieses stillschweigende Übereinkommen bricht; so zum Beispiel Frederic Maurice, der über 1807 schreibt: „Mitten im Frieden überrumpelten wir eine freundlich gesinnte Nation, setzten ein Heer an Land, bombardierten die Hauptstadt und bemächtigten uns der ganzen Flotte.“ Aber solche Zeugnisse der Selbsterkenntnis sind, wie gesagt, selten. Charakteristisch für die Gesamthaltung der englischen Geschichtsschreibung ist wieder die „Encyclopaedia Britannica“. Während dort die Schlacht an der Reede 1801 spaltenlang genau behandelt wird, gleitet der Geschichtsschreiber über die viel einschneidenderen Vorgänge von 1807 mit zwei kurzen und sehr englischen Sätzen hinweg: „1807 forderte England das neutrale Dänemark auf, seine ansehnliche Flotte zu übergeben, damit sie nicht von Napoleon gegen England benutzt würde. Canning's Forderung wurde gewillfahrt — allerdings erst nachdem eine englische Flotte große Teile von Kopenhagen in Trümmer gelegt hatte.“

Der wirkliche Hergang, der übrigens eine weitgehende Ähnlichkeit mit den Ereignissen um Dakar aufweist, deren Zeugen wir vor wenigen Monaten waren, mag im folgenden etwas genauer geschildert werden:

Im Frieden von Tilsit, der 1807 den vorläufigen Zusammenbruch des preussischen und russischen Kampfes besiegelte, befestigte Napoleon aufs neue seine Macht. Immer bedrohlicher wuchs vor England das Gespenst der Kontinental Sperre auf. Auf die bloße Vermutung hin, daß Dänemark sich aktiv der antienglischen Front anschließen könnte, warf daher



Kopenhagen in der Nacht vom 4. zum 5. September 1807, von Christianshavn aus gesehen.

Der bekannte dänische Maler C. W. Eckersberg malte dieses erschütternde Bild, das heute in der Nationalsammlung im Schloß Frederiksborg hängt. Der Kupferstecher Lahde, der unzählige Druckblätter über das Bombardement anfertigte, übertrug auch dieses Gemälde in einen weitverbreiteten Kupferstich. Lahde fügte seinem Stich noch einen Vers bei, in dem sich der Haß gegen den Urheber allen Jammers Luft macht: „Sieh, grausam schlagen Flammen aus Arels Stadt, Noch stehst du froh auf deine Untat, Albion! Und in ihren Spuren gehen Schrecken, Tod und Jammer, Aber zittere, wenn dich der Rache Blitz einst trifft!“

der britische Staatssekretär des Aeußeren, George Canning, ein Expeditions-korps nach Dänemark und schickte eine Flotte von vierundfünfzig Kriegs- und mehreren hundert Transportschiffen in den Sund. Gleichzeitig bot er Dänemark ein Bündnis unter der Bedingung an, daß die dänische Flotte an England ausgeliefert würde und für die Dauer des Krieges dort als Pfand bleiben sollte!

Dieses bewaffnete Bündnisangebot wurde von Dänemark als das aufgefaßt, was es war, als Erpressung: Der Prinzregent, spätere König Friedrich VI. lehnte ohne Zögern das englische Ultimatum ab.

Canning hatte wohl kaum eine andere Antwort erwarten können. Sofort landete nun das englische Heer auf Seeland und schloß Kopenhagen auch vom Land aus ein. Die Briten fanden bei dieser Überraschung keinen



nennenswerten Widerstand, da der Prinzregent und das dänische Heer in Holstein gebunden waren. Gleichzeitig mit dieser Aktion zu Lande erschien die englische Flotte vor der dänischen Hauptstadt, und nun begann am 2. September eine allseitige rück-

Brand des Turmes der Frauenkirche, in der Nacht vom 4. zum 5. September 1807 gemalt.

Christoph Wilhelm Eckersberg, der zur Zeit der Kopenhagener Katastrophe kaum 24 Jahre alt war, malte dieses Bild als Augenzeuge unter dem ersten furchtbaren Eindruck. Es wurde von Lahde in einen Kupferstich übertragen und, mit einem Vers von Sander versehen, in vielen Exemplaren als Flugblatt mit folgender Unterschrift in den Handel gebracht:

„Des Abgrunds Pfeile sich zum Himmel heben, Die Stadt, der Tempel, alle Herzen beben! Und Recht und Jugend von der Erde flohen, Oh, Himmel! Warum schläfst dein Donner drohen!“



Vernichtung eines im Trockendock liegenden dänischen Schiffes durch die Engländer.
Die ironische Unterschrift unter diesem zeitgenössischen Kupferstich, den Haas nach einem Gemälde von Lorenzen anfertigte, gibt die Bitterkeit wieder, mit der die Dänen der Vernichtung ihrer stolzen Flotte zusahen: „Die Schandtat der englischen Nation, ausgeführt auf Kopenhagen den 17. Oktober 1807. Dem anwesenden englischen Ministerium gewidmet.“

sichtslose Beschießung, deren Spuren an den schönsten alten Gebäuden Kopenhagens, zum Beispiel an der Frauenkirche, noch heute stumm-beredete Zeugen jener Gewalttat sind. Über dreihundert Privathäuser und viele öffentliche Gebäude wurden damals in Schutt und Asche gelegt, und die Bevölkerung hatte Hunderte von Toten und Verletzten zu beklagen.

Nach drei furchtbaren Tagen mußte sich endlich die dänische Regierung zur Übergabe der Flotte entschließen. Der Befehl des Prinzregenten, im Notfall die Flotte eher zu vernichten als auszuliefern, hatte sein Ziel nicht mehr erreicht, da er unterwegs von den Engländern aufgefangen wurde. So fiel die Flotte der Dänen fast unverfehrt in die Hände der Angreifer. Die Briten führten vierundsechzig Kriegsschiffe und viel Kriegsgerät fort; und was ihnen nicht brauch-



Flugblatt eines Unbekannten gegen England.

Ein unsignierter kleiner Stich, der Anfang des vorigen Jahrhunderts in Dänemark umlief, zeigt England rundum von Racheblitzen bedroht. Oben und unten steht — von Ketten umschlossen — das Wort Hevn = Rache; rechts und links die beiden Daten, die sich den vaterländisch denkenden Dänen tief ins Herz gebrannt hatten: 2. April 1801 und 2. bis 4. September 1807, die beiden britischen Überfälle auf Kopenhagen.

bar erschien, zerstörten und verbrannten sie. ...

Die dänische Flotte ist von England nie wieder zurückgegeben worden! Und Dänemark hat sich von diesem Aderlaß nie mehr erholen können. Zwar hat es in den nächsten Jahren mit schnell gebauten kleinen Kapereschiffen dem englischen Handel noch manchen empfindlichen Schaden zugefügt, aber seine frühere Stellung als Seemacht war doch unwiederbringlich dahin. Im Frieden von 1814 wurde Dänemark, das England durch seine Brutalität in die Arme Napoleons getrieben hatte, von Norwegen, mit dem es seit Jahrhunderten in Personalunion gewesen war, getrennt. England erhielt das vorher dänische Helgoland.

So verlor Dänemark 1807 mit seiner Flotte durch England auch seine Macht, sein Ansehen und wichtige Teile seines Landes auf immer. Dr. R. Kutschy.